Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Auf den Wogen des Lebens.

Socialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Auf den Wogen des Lebens.

Socialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Dritter Band.

Leipzig,
Serbe'sche Verlagsbuchhandlung.
1871.

Die Schwätzerin unterbrach sich plötzlich. Nach kurzer Pause sagte sie:

„Wo sind Sie erzogen, Herr von Baumgart?"

„In dem Hause eines Landpfarrers."

Friederike sah ihn erstaunt an.

„Wie heißt denn dieser Pfarrer?"

„Grote, Madame!"

„Sie sind es, Sie sind Herr von Baumgart, es unterliegt keinem Zweifel. Wie ist doch ihr Vorname?"

„Karl!"

„Richtig, richtig. Da hat die Vorsehung ein Begegnen veranlaßt, das wirklich wunderbar ist! Ach Gott, ich muß weinen, Sie erinnern mich zu lebhaft an eine schöne Zeit!"

Madame Meier trocknete wirklich zwei Thränen, die zwischen ihren schwarzen Augenwimpern erschienen.

„Nach Allem, was ich bis jetzt gehört habe, Madame, darf ich schließen, daß Sie meine Familie kennen."

Friederike brachte das Glas an die Lippen und trank.

„Kennen Sie Ihre Mutter?

„Nein."

„O, wie schändlich, wie abscheulich! Ich habe da=

mals gleich gedacht, daß es so kommen würde. Und Ihren Vater?"

„Eben so wenig. Der Pfarrer, der für mich sorgte, war mir Alles."

Madame Meier flüsterte entrüstet:

„Gehen Sie zu Frau von Hohenstedt, die in Ueberfluß schwelgt, und sagen Sie ihr, wer Sie sind. Wenn die Frau ihre Pflicht und Schuldigkeit nicht thut, muß man sie dazu zwingen."

„Frau von Hohenstedt?"

„Ja, ja, ja!"

„Warum soll ich zu dieser gehen?"

„Warum? Weil sie Ihre Mutter ist. Ich weiß es, ich kann es beschwören, ich, die Kammerzofe des damaligen Fräuleins von Baumgart. Ich habe Sie gepflegt und gewartet, freilich nur kurze Zeit; ich habe Sie auch zu der Frau Pastorin gebracht, die das verleugnete Kind still erziehen sollte. Fräulein von Baumgart hat sich später mit einem reichen Edelmanne verheirathet . . . da mußte das arme Kindlein bei Seite geschafft werden . . . O, wie oft habe ich mich über diese Abscheulichkeit geärgert. Hätte ich Sie bekommen können, ich würde sie wie mein eigenes Kind erzogen haben; aber der Pfarrer, ein Ehrenmann, wollte sein

gegebenes Wort halten . . . Da schwieg ich denn und habe mich nie wieder um die Geschichte bekümmert. Ihre Mutter ist Wittwe, wie ich gehört habe, jetzt kann sie für ihr Kind ohne Gefahr sorgen . . . Ich halte mich auch nicht mehr an mein Versprechen gebunden, da Herr von Hohenstedt todt ist."

Karl flüsterte ihr zu:

„Madame, ich will Ihnen gestehen, daß ich mich der Dame schon vorgestellt habe."

„Wann? Wann?"

„Vor einigen Tagen; sie wohnt auf dem Gute Hohenstedt."

„Und wie benahm sie sich?"

„Sie wies mich mit harten Worten ab und nannte mich einen Abenteurer, der auf Gelderpressungen ausginge."

„O, das sieht ihr ähnlich, dieser kalt speculirenden und herzlosen Person, die nur nach Glanz und Reichthum strebt. Ich könnte vor Groll ersticken. Der Pfarrer hat Ihnen wohl Auskunft ertheilt?"

„Er hielt es für seine Pflicht, ehe er aus dem Leben schied."

Wir erinnern daran, daß der junge Mann das, was er sagte, aus dem Tagebuche des unglücklichen

Selbstmörders geschöpft hatte. Madame Meier reichte ihm theilnehmend die Hand.

„Ich werde Ihnen noch mehr Dinge erzählen, die Sie verwenden können, um die unnatürliche Mutter an ihre Pflicht zu erinnern. Sie besitzen nämlich ein Vermögen, ein großes Vermögen ... Ich weiß das, ich weiß überhaupt viel und Alles ...“

„Ah, meine Beste, Du unterhällst Dich sehr angenehm!“

Mit diesen Worten trat Ephraim an den Tisch und legte seine breite Hand auf die Achsel der Gattin, die ruhig erwiederte:

„Wenn Du mich vernachlässigst, suche ich Entschädigung.“

„Bei dem jungen Herrn ...“

„Einen alten habe ich stets vor Augen. Geh' und löse die Billets zur Weiterreise.“

Der gutmüthige Ephraim entfernte sich.

In diesem Augenblicke ward das erste Glockenzeichen zur Abfahrt gegeben. Madame Meier ließ den Kellner kommen und bezahlte für sich und Karl von Baumgart. Als er danken wollte, flüsterte sie ihm zu: „Eilen Sie zur Kasse, wir fahren in einem Coupé zweiter Klasse. Auf dem Perron sehen Sie mich schon. Mein

Alter braucht von dem, was wir gesprochen haben, Nichts zu wissen."

„Verlassen Sie mich nicht!" bat der junge Mann. „Von Ihren Mittheilungen hängt das Glück meines Lebens ab."

„Ich werde schon für Sie Sorge tragen; befolgen Sie meine Rathschläge, so werden Sie ein reicher Mann."

Karl traf den Kaufmann an dem Schalter des Billetverkaufs.

„Ah, mein junger Freund, Sie reisen mit uns?"

„Wenn Sie es mir gestatten, Herr Meier."

„Ich gestatte es nicht nur, ich bitte Sie sogar darum; meine gute Frau muß Jemanden haben, mit dem sie sich unterhält, sonst läßt sie mir keine Ruhe und ich kann nicht schlafen. Sie erweisen mir also einen großen Dienst, für den dankbar zu beweisen ich mich gedrungen fühle."

„Wie?" fragte Karl.

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Fahrkarte kaufe."

Ephraim nahm und bezahlte die Karten; eine davon reichte er dem jungen Manne.

„Für das große Opfer, das Sie bringen, ist dies

nur eine geringe Entschädigung; ich weiß, was es heißt, meine Frau stundenlang anzuhören."

„Madame Meier spricht gut und interessant . . ."

„Aber viel, viel zu viel!"

Beide traten hinaus auf den Perron und gingen an der langen Wagenreihe des Zuges hin, der des letzten Signals wartete. Reisende, Packer, Post- und Eisenbahn-Beamte, hier und dort ein Gensdarm, wogten durcheinander.

Friederike stand wartend an einem Coupé zweiter Klasse, dessen Thür geöffnet war. Die drei Reisenden stiegen ein. „Schaffner!" rief Ephraim. Der Gerufene kam.

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Hier ist ein Geldstück."

„Wofür?"

„Lassen Sie eine vierte Person zu uns nicht einsteigen, wir möchten gerne unter uns bleiben. Verstanden?"

„Gut, mein Herr. Ihre Karte, ich bitte!"

Es war Alles geschehen. Die Thür des Coupé's flog zu; die Reisenden, die allein wollten, waren allein. Herr Meier nahm Besitz von zwei Plätzen; er hüllte sich in seinen Mantel, schob die Mütze in die Stirne,

legte den Kopf auf das Polster und reichte seiner Gattin mit den Worten die Hand:

„Jetzt werde ich mein Nachmittagsschläfchen machen, das die Verdauung befördert; Du aber magst Dir einbilden, Du säßest am Kaffeetische und schwatztest mit Deinen Freundinnen . . . Ich habe für einen geduldigen Zuhörer gesorgt, der Dir nicht widerspricht, denn er ist ein artiger, gebildeter Mann.“

Friederike antwortete durch ein Lächeln, das sagen sollte: „Bilde Dir nur ein, Du wärst im Vortheile, ich weiß am Besten, woran ich bin.“ Karl stellte Betrachtungen über das seltene Ehepaar an, das sich in aller Ruhe zankte, beißende Malicen sagte und dann wieder friedlich verkehrte; er wußte nicht, wie er diese Erscheinung zu deuten hatte!

Dies beunruhigte ihn indeß nicht: sein Entschluß stand fest, die Mittheilungen der kleinen Frau zu benutzen, um die Rolle, die ihm der Zufall oder das Schicksal zugetheilt, zu Ende zu spielen. Es war ihm längst klar: Max Grote mußte für ewig verschwunden bleiben, nur Karl von Baumgart durfte sich zeigen. Die Verhältnisse, unter denen dies geschehen konnte, waren so günstig, daß nicht viel Muth gehörte, auf dem betretenen Pfade weiter zu gehen. Der Sohn des Pfar-

rers hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, besaß Scharfsinn und eine gewisse Gewandtheit, die er sich im Umgange mit höheren Forstbeamten angeeignet, und war energisch in Allem, was er that. Den Vorwürfen, die sein bis dahin reines Gewissen erhob, begegnete er durch den Einwand: „Ich schade Niemandem, sondern nütze nur, indem ich den Verwandten des Selbstmörders den Schmerz erspare, den Verschwundenen betrauern zu müssen; mir aber, dem schmählich Betrogenen und Gemißhandelten, erwerbe ich die Mittel zu einer anständigen Existenz, ohne die ich dem sichern Verderben entgegen ginge. In einem fernen Lande werde ich mich niederlassen und die schreckliche Vergangenheit vergessen. Ach“, fügte er seufzend hinzu, „wenn Röschen nur nicht zu denen gehörte, die ich aus meinem Gedächtnisse verbannen muß.“

Der Zug hatte sich längst in Bewegung gesetzt, Herr Meier schlief und Frau Meier betrachtete mit lebhaftem Interesse den schönen jungen Mann, der sinnend durch das Fenster des Wagens blickte. Plötzlich ward es dunkel . . . der Zug donnerte durch ein Tunnel. Karl fühlte einen innigen Händedruck, der nur von der Nachbarin gegenüber kommen konnte; er erwiderte den Druck, ohne sich weiter zu regen. Die Hand der Dame war

rund, voll und weich, man konnte sie mit Recht ein Händchen nennen. Als nach und nach das Licht zurückkehrte, saß Friederike ruhig an ihrem Platze; aber ihr Lächeln schien zu sagen: „Ich meine es herzlich gut mit Ihnen, Sie dürfen wirksame Hilfsmittel von mir erwarten.“ Das Geräusch der Räder war so dröhnend, daß die kleine Frau den Versuch gar nicht machte, ein Gespräch anzuknüpfen; sie deutete von Zeit zu Zeit auf einen Berg oder auf ein Dorf, um romantisch gelegene Punkte zu bezeichnen. Dann antwortete Karl durch ein Kopfnicken, nachdem er sich an der Aussicht ergötzt hatte. Der Zug hielt, nur für Minuten, an einer Station. Karl holte seiner Dame eine Erfrischung, die sie dankbar von ihm annahm.

„Während der Fahrt kann ich nicht sprechen“, flüsterte sie; „aber diesen Abend, am Ziel der Reise . . . wir werden uns nicht ohne Weiteres trennen.“

„Verfügen Sie, Madame Meier; mir kommt es auf einige Tage nicht an.“

Der Zug rollte weiter.

Auf der nächsten Station hielt er eine Viertelstunde an, der Schaffner verkündete dies mit lauter Stimme.

„Ephraim!“ rief die Gattin.

Der Schläfer murmelte verdrießlich:

„Den Kaffee, Frau!“

„Dann mußt Du aussteigen.“

„Aussteigen?“

„Ja!“

„Wo bin ich denn?“

„Im Eisenbahn-Coupé.“

Er schob die Mütze zurück und sah auf.

„Ach, ich befinde mich ja auf der Reise! Hu, es ist kalt! Habe vortrefflich geschlafen!“

Karl und Friederike stiegen aus. Auch Ephraim bequemte sich dazu und folgte dem Paare, das rasch den Wartesaal zweiter Klasse betrat und Kaffee forderte.

„Gut unterhalten?“ fragte der Gemahl, nachdem er eine Tasse des heißen Getränkes geschlürft hatte.

„Sehr gut!“ antwortete die Gattin.

„Und ich habe so gut geschlafen . . .“

„Daß Du wähntest, zu Hause im Bette zu liegen.“

„Noch eine Tasse!“

Sie ward gebracht. Ephraim bezahlte die Zeche. Das erste Zeichen zur Abfahrt ertönte. Alles eilte den Waggons zu, die indeß beleuchtet waren. Der Schaffner stand an dem Coupé unserer Reisenden.

„Mein Herr!“ sagte er zu Ephraim.

„Was wollen Sie, Theuerster?“

„Verzeihung, daß ich Ihren Wunsch nicht ganz erfüllen kann.“

„Was für einen Wunsch meinen Sie?“

„Sämmtliche Wagen zweiter Klasse sind besetzt.“

„Ist mir gleichgiltig.“

„Ich habe einen Reisenden in Ihrem Coupé unterbringen müssen.“

„Ah! Ah!“

„Thut mir herzlich leid, aber ich kann nicht anders.“

Das zweite Zeichen ward gegeben. Ephraim stieg ein, die Thür flog hinter ihm zu. Karl und Friederike hatten ihre Plätze bereits eingenommen. Dem Kaufmann gegenüber, der Bequemlichkeit über Alles liebte, saß der Reisende, den der Schaffner nur hier hatte unterbringen können. Das Licht der in der Decke des Wagens angebrachten Lampe ließ nur so viel erkennen, daß der Fremde durchaus nicht reisemäßig gekleidet war, daß er den leichten Rock bis an den Hals zugeknöpft und die Arme unter einander geschlagen hatte. Der Hut, ein zerdrückter Cylinder, saß ihm tief in der Stirn, so daß die Krämpe einen Schatten auf sein Gesicht warf. Gepäck schien er nicht bei sich zu führen, denn das Netz über ihm war leer. Zwischen seinen Knieen stand ein Spazierstöckchen, dessen glänzenden Knopf die schwarz

gantirte Hand von Zeit zu Zeit berührte. Ephraim, der die Füße nicht bequem ausstrecken konnte, da der neue Passagier ihm gegenüber saß, war verdrießlich. Den Schaffner hatte er bestochen, und nun trat dennoch diese lästige Störung ein. Der behäbige Kaufmann suchte sich so gut als möglich einzurichten; er rückte seiner Gattin näher und streckte die Füße seitwärts aus. Dabei berührte er den Mitreisenden, der sich zurückzog. Bald folgte ein zweiter Zusammenstoß, da Ephraim immer noch nicht bequem saß.

„Herr“, fuhr der Fremde auf, „nehmen Sie sich in Acht, Sie sind nicht allein im Wagen!“

„Leider, leider!“

„Bleiben Sie auf Ihrem Platze.“

„Die Eisenbahn-Verwaltung beobachtet die größte Oekonomie . . .“

„Besitzen Sie keine Actien, keine Prioritäten?“ fragte Ephraim, der nach seiner Weise scherzen wollte.

„Ich habe Sie ja nicht gefragt . . .“

„Ach, die Actionäre sollten dankbar sein, weil sie voraussichtlich in diesem Jahre eine gute Dividende erhalten.“

Der Fremde wandte dem Schwätzer den Rücken zu und sah durch das Fenster, obgleich es draußen bereits stockfinster war.

„Ungehobelter Mensch!“ murmelte Herr Meier, der vergebens auf eine angenehme Unterhaltung gehofft hatte. Friederike war ihrem Gatten so nahe als möglich gerückt, sie wollte den ungehobelten Fremden beobachten; dieser aber harrte aus in der angenommenen Stellung, als ob er geflissentlich sein Gesicht verbergen wollte. Der tückische Zufall wollte, daß die düster brennende Lampe nach kurzer Zeit erlosch; es wurde finster in dem Coupé.

„Das fehlte noch!“ rief Herr Meier. „Nein, der Geiz der Direction geht doch zu weit. Ich würde auf ein Perzent verzichten, wenn wir Licht hätten. Friederike, wir werden energisch Beschwerde führen.“

Friederike antwortete nicht.

„Frau, bist Du stumm geworden?“

„Schweige doch!“ flüsterte sie an seinem Ohre.

„Warum denn?“

„Ich werde es Dir später sagen.“

„Spanne mich nicht auf die Folter, mein Schatz; Du weißt, daß ich Gründe und Gegengründe stets kennen muß, um abzuwägen . . .“

„Sei ruhig!“

Es trat nun wirklich tiefe Stille ein. Nach einiger Zeit fragte Ephraim seine Frau:

„Kennst Du den Mann mir gegenüber?“

„Nein; aber ich vermuthe, daß er den Spleen hat. Ein vernünftiger Mensch benimmt sich manierlicher.“

„Könnte ich nur Licht schaffen?“

„Gedulde Dich, wir müssen bald in der Stadt sein. Unser Zug, ein Schnellzug, hält bei kleinen Stationen nicht an.“

„Die Eisenbahnverwaltung möge der Teufel holen! Da fahren wir nun in einer egyptischen Finsterniß mit Leuten, die wir nicht kennen . . . Es ist horribel, schmählich, empörend . . .“

In diesem Augenblicke blitzte ein Licht auf, das den ganzen Raum des Wagens erhellte. Der Fremde, der immer noch seinen Mitreisenden den Rücken zuwandte, hatte ein Streichhölzchen angezündet und brannte nun eine Cigarre an. Schon nach den ersten Zügen hüllte eine Rauchwolke sein Haupt ein. Ephraim, der das Rauchen haßte, weil er selbst nie geraucht hatte, fuhr entsetzt empor.

„Herr, Herr“, rief er, „wollen Sie mich ersticken? Die kleine Berührung, in die unwillkürlich unsere Füße geriethen, hat Sie in Harnisch gebracht . . . Und Sie erlauben sich Freiheiten, die Gesundheit und Leben gefährden.“

„Sie können ja auch rauchen!“ murmelte der Fremde mit dumpfer Stimme.

„Wir sitzen nicht in einem Rauchcoupé.“

„Das mag der Schaffner verantworten, der mich hierhergewiesen.“

„Aber ich bitte Sie um die besondere Gefälligkeit...“

„Ich bin ein leidenschaftlicher Raucher.“

„Schonen Sie meine Lunge, bester Herr!“

Ephraim hustete, als ob er ersticken wollte.

„Und ich kann ohne Cigarre nicht existiren, zumal auf der Reise! Um Ihnen gefällig zu sein, werde ich so sparsam als möglich rauchen.“

Der Fremde hatte stets mit dumpfer, grollender Stimme gesprochen.

„Ich kann also Nichts ausrichten?“ fragte Ephraim kläglich.

Die Cigarre des Fühllosen leuchtete wie ein Glühwurm, man sah den Rauch nicht, aber man verspürte ihn sehr stark beim Athmen. Auch Friederike begann zu hüsteln und mit dem Taschentuche zu wedeln, während Herr Meier laut ächzte und stöhnte. Der Zustand des bedrängten Ehepaares rührte Karl von Baumgart.

„Mein Herr“, begann er, „ich bin bisher ein ruhiger Zuschauer dessen gewesen, was hier verhandelt wurde; wenn ich nun meine Bitte mit der jenes Herrn vereinige

und Ihnen zu bedenken gebe, daß eine Dame sich in unserer Gesellschaft befindet . . ."

„Eine Dame?" murmelte der Mann. „Es gibt Damen-Coupés!"

„Gleichviel, es befindet sich nun einmal eine Dame in unserer Gesellschaft."

Der Fremde murmelte:

Ich nehme die Freiheit in Anspruch, die Jedem zusteht, der seinen Platz bezahlt hat. Ihnen ist das Rauchen lästig; ich befinde mich unwohl, wenn mir die Cigarre fehlt."

Karl öffnete rasch das Fenster. Ein kalter Luftstrom zog herein.

„Was ist das?" rief der Raucher.

„Wir bedürfen der frischen Luft, um nicht zu ersticken."

„Bitte, schließen Sie das Fenster!"

„Nur dann, wenn Sie die Cigarre hinausgeworfen haben."

„Ich werde Sie hinauswerfen, mein lieber Herr!" rief mit starker Stimme der Raucher.

Und sogleich fühlte Karl, wie sich eine schwere Hand auf seine Achsel legte.

„Unverschämter!" fuhr der junge Mann auf. „Hätte

ich nicht Rücksicht auf die Dame zu nehmen, ich würde Sie züchtigen, wie Sie es verdienen."

„Nun ist's genug!" rief Herr Meier. „Mein Gott, soll es denn noch zur Prügelei kommen? O, über die Eisenbahnverwaltung ... Man kann kein Zeichen um Hilfe geben, muß sich ruhig todtschlagen lassen. Das soll anders werden, ich will meine Stimme erheben in der nächsten Generalversammlung der Actionäre, will die Lebensgefahr schildern, in der ich geschwebt habe. Herr, in des Teufels Namen, schließen Sie das Fenster! Ich bin ohnehin von der Gicht geplagt ... Und Sie mögen dampfen bis Ihnen die Lunge platzt ..."

Ephraim mußte husten.

„Schließen Sie das Fenster!" bat Friederike.

Es geschah.

„Herr", rief der Kaufmann, „wenn Sie Ihre Unverschämtheit nicht einstellen, so rufe ich laut um Hilfe!"

„Wie Sie wollen."

„Ich verlange, daß Sie in das Freie gesetzt werden."

„Meinetwegen."

„Wissen Sie nicht wer ich bin?"

„Nein!"

„Ich bin der Kaufmann Meier."

„Gehorsamer Diener."

„Und neben mir sitzt meine Frau!“

Die glühende Kohle an der Cigarre ward immer größer, ein Zeichen, daß der Fremde tüchtig rauchte. Ephraim drückte sich in die Ecke, hielt die Mütze vor den Mund und verbiß seinen Aerger.

„Diese Reise werde ich nicht vergessen!“ dachte er.

Zehn Minuten herrschte nun völlige Stille; das Coupé mußte dicht mit Rauch angefüllt sein, denn Ephraim stöhnte gewaltig und Friederike hustete. Da durchschnitt ein schrilles Pfeifen die Luft.

„Gott sei Dank!“ rief der geplagte Gatte. „Wir sind am Ziele.“

Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof. Karl öffnete das Fenster. Eine Wolke von Tabaksrauch zog hinaus. Auf der andern Seite ward die Thür geöffnet. Der Fremde stand schon auf dem Perron, zog den Hut und sagte lächelnd:

„Guten Abend, Herr Meier!“

Dann verschwand er in dem Gedränge.

„Herr, Herr!“ rief Ephraim. „Friederike, hast Du den Patron erkannt?“

„Nein!“ antwortete schüchtern die Gattin.

„Der Kerl ist ja der Edelmann, dessen Wechsel ich besitze.“

„Du irrst, mein Lieber!“

„Ich wette Tausend gegen Eins! Die Stimme kam mir von Anfang an bekannt vor . . . Für meine Gefälligkeit verhöhnt er mich, versetzt mich in eine Rauchkammer . . . Da hast Du es, Frau! Jetzt lasse ich den Menschen durch das Wechselgericht verfolgen und sollte ich noch einmal tausend Thaler daran wenden.“

Die Reisenden stiegen aus. Während Ephraim das Gepäck besorgte, sagte Friederike zu dem jungen Manne: „Gehen Sie in ein anständiges Gasthaus und besuchen Sie mich morgen, daß ich Ihnen Rathschläge ertheilen kann. Hier ist meine Karte. Wählen Sie das kleine, aber gute Hotel „zum Krebs“, es liegt in derselben Straße, in der wir wohnen. Vor meinem Manne brauchen Sie sich nicht zu geniren, er ist ein gutmüthiger Tropf, der zwar widerspricht, aber sich doch fügt. Führen Sie Gepäck mit sich?“

Karl deutete auf seinen Tornister, den er am Riemen trug.

„Nur dies!“

„Nehmen Sie Abschied von meinem Manne und suchen Sie den „Krebs“ auf.“

Ephraim kam zurück. Karl sprach seinen Dank aus.

„Wofür?“ fragte der Kaufmann.

„Daß Sie mir erlaubt haben, in Ihrer angenehmen Gesellschaft zu reisen.“

„Possen! Sie wären doch mit uns gereist, wenn ich es auch nicht erlaubt hätte. Ich sehe doch ihren guten Willen, Ihre Bescheidenheit; bleiben Sie länger in der Stadt, so besuchen Sie mich . . . Meine Frau wird Ihnen die Adresse wohl schon angegeben haben. Ah, dort hält unser Fiaker . . . Adieu, Adieu!“

„Ich erwarte Sie!“ flüsterte Friederike, indem Sie an Karl vorüberging.

Der schwer beladene Fiaker fuhr davon.

„Ein wunderlicher Mann!“ dachte der Reisende. „Und wunderlich wie er ist die Ehe, in der er lebt. Ich werde ihn besuchen und die Mittheilungen der Frau hören, die mir ohne Zweifel von Vortheil sein werden.“

Ein Fiaker brachte ihn nach dem bezeichneten Hotel, das in einer nicht breiten, aber sehr lebhaften Straße lag. Man führte den Gast zunächst in den Speisesaal, wo er den Namen, nachdem er für die Nacht ein Zimmer gefordert hatte, in das Fremdenbuch schreiben mußte. Das Hotel „der Krebs“, obwohl nicht ersten Ranges, war mit Recht zu empfehlen. Freundliche und rasche Bedienung, angenehme Räumlichkeit und gute Speisen

und Getränke zeichneten es vor vielen anderen seinesgleichen aus. Karl saß an der Tafel und ließ sich das Nachtessen schmecken, als noch ein Gast eintrat, der ein Zimmer forderte.

„Es steht Ihnen zu Diensten, mein Herr!" antwortete der Oberkellner. „Kann ich Ihr Gepäck hinaufschaffen lassen?"

„Mein Gepäck trifft morgen früh ein, es ist einem Spediteur übergeben."

„Bitte, tragen Sie gefälligst Ihren Namen in das Fremdenbuch ein."

Karl betrachtete den Mann, dessen Stimme er schon gehört zu haben glaubte. Seine Toilette war dürftig, sein Benehmen dagegen stolz und vornehm. Ohne die schwarzen Glacehandschuhe auszuziehen, ergriff er die Feder und schrieb. Dann las er, wie es schien mit höchster Ueberraschung, die bereits eingetragenen Namen.

„Wo ist dieser Herr von Baumgart?" fragte er den Oberkellner, der neben ihm stand.

„Sehen Sie den jungen Herrn, der dort speist."

„Ich sehe ihn."

„Er hat sich unter diesem Namen eingetragen."

„Wird er hier wohnen?"

„Ja, mein Herr."

„Wann ist er angekommen?"

„Vor kaum einer halben Stunde."

„Bringen Sie mir ein Souper."

„Befehlen Sie, mein Herr, auf der Tafel liegt die Speisekarte."

Der Fremde setzte sich Karl von Baumgart gegenüber. Nachdem er den Klemmer auf die Nase gebracht, der an einer schwarzen Schnur hing, prüfte er die Speisenkarte. Dabei sandte er flüchtige Blicke auf seinen Nachbar, der wiederum ihn betrachtete. Der Fremde bestellte zu dem ausgewählten Gericht eine Flasche Champagner. Der erstaunte Kellner betrachtete den Rock des Gastes, als ob er fragen wollte: „Können Sie den Champagner bezahlen?" Aber er ging, um den Auftrag auszuführen.

„Mein Herr," begann nach kurzer Pause der Fremde, „Sie sind Herr Karl von Baumgart?"

Der junge Mann neigte nachlässig das Haupt.

„Ja. Wer hat Ihnen gesagt . . ."

„Dort, das Fremdenbuch."

„Und wer erzeigt mir die Ehre . . ."

„Ich bin Ihr Standesgenosse, bin Hugo von Auenheim."

„Ah, Herr von Auenheim."

„Haben Sie meinen Namen schon gehört?“

„Bedauere, daß dies nicht der Fall ist; trotzdem freue ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Wir Edelleute müssen uns einander anschließen, um bei der fortschreitenden Emancipation des Bürgerthums nicht so rasch zu unterliegen.“

Der Kellner brachte das Bestellte.

„Noch ein Glas!“ befahl Hugo.

Das Glas stand auf dem Tisch.

Mit bewunderungswürdiger Virtuosität ließ Hugo den Kork an die Decke des Saales knallen; dann füllte er beide Gläser.

„Trinken wir als Edelleute und stoßen wir an auf die Bekanntschaft, die wir soeben gemacht haben.“

Karl konnte nicht ausweichen, er stieß an und trank.

„Kennen Sie meine Familie?“ fragte er dann.

Hugo speiste mit großem Appetite.

„Ihre Familie?“

„Ja!“

„Zwar nicht die Personen, aber den Stammbaum derselben. Sie müssen wissen, daß ich ein guter Heraldiker bin, ich müßte mich einen Heraldiker von Fach nennen. Die Baumgarts sind eine uralte Familie, die manche verhängnißvolle Wandlung durchgemacht haben.

Wie gesagt, ich kenne nicht eine Person derselben, und doch möchte ich es wagen, die Geschichte dieser Familie zu schreiben, wie die so mancher andern."

Auenheim speiste wieder und trank.

„Je länger ich diesen Mann höre," dachte Karl, „je mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß er derselbe Reisende ist, der Herrn Meier durch seine Cigarre in Verzweiflung gebracht hat. Er ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, aber er scheint mir doch gefährlich zu sein. Hat er doch dem vorsichtigen Kaufmanne eine Summe von tausend Thalern abgeschwindelt . . . wer weiß, welche Absicht er mit mir hat. Ich werde mit der äußersten Vorsicht verfahren."

„Warum trinken Sie nicht, Herr von Baumgart?"

„Der Wein ist zu stark."

„Bah, Champagner erwärmt nur das Blut . . . leeren Sie das Glas, ich bitte!"

Hugo hatte schon die Flasche aus dem Eiskübel genommen.

„Trinken Sie, trinken Sie!"

Der junge Mann trank. Rasch wurde sein Glas wieder gefüllt.

„Nun ist's genug!"

„Wie, Sie sind ein Edelmann?"

„Ein guter Edelmann, aber ein schlechter Trinker.“

„Der Champagner ist nur für den Adel geschaffen ...“

„Der ihn bezahlen kann; ich darf mir hohe Ausgaben nicht erlauben.“

Hugo von Auenheim machte ein sehr ernstes Gesicht, setzte das Glas nieder und ergriff die Gabel.

„Muthe ich Ihnen zu, die Zeche zu bezahlen?“ fragte er ruhig, aber stolz. „Ich habe Sie gebeten, mein Gast zu sein, ein Glas mit mir zu trinken ... So ist es Sitte unter Edelleuten, die den guten Ton aufrecht zu erhalten wissen ... Was ich bestelle, werde ich auch bezahlen.“

„O, mein Herr, verstehen Sie mich nicht falsch; ich habe nur andeuten wollen, daß der Champagner mir ein ungewohntes Getränk ist ...“

„Ah, mein Bester, so gewöhnen Sie sich daran! Ein Aristokrat muß dem andern unter die Arme greifen ... Sind Sie in Verlegenheit, so wenden Sie sich an mich ... Bin ich auch nicht eben ein Krösus, so kann ich doch standesgemäß leben. Trinken Sie getrost, Ihre Rechnung wird darum nicht größer. Die Aristokratie lebe!“

Der junge Mann mußte anstoßen und trinken.

Nichts war natürlicher als Karl's Benehmen: Die-

ser Edelmann muß entweder ein wunderlicher Kauz oder ein Schwindler sein. Der zwar nicht zerrissene, aber fadenscheinige Rock harmonirte nicht mit dem Champagner, den Hugo wie Wasser trank. Seine Manieren waren leicht und elegant, wahrhaft aristokratisch; seine Toilette aber mußte man reducirt nennen. Konnte oder wollte der Edelmann sich nicht anders kleiden? Der Oberkellner schien den Argwohn Karl's zu theilen, denn er betrachtete den zechenden Gast mit Blicken, die deutlich sagten: Dieser Mensch kommt mir verdächtig vor. Hugo schien dies Alles nicht zu bemerken; er speiste und trank nach Herzenslust. Als die Flasche leer war, ließ er eine zweite kommen. Dann zog er sein Portefeuille und bezahlte. Der Oberkellner, der die Banknoten gesehen, die der Gast in das Portefeuille zurücklegte, beobachtete nicht mehr, er ging ruhig anderen Geschäften nach. Karl mußte noch einige Gläser trinken. Da er spürte, daß ihm der Kopf brannte, wies er energisch jede fernere Einladung zurück. Der Zufall wollte, daß die beiden Edelleute für diesen Abend die einzigen Gäste blieben. Kaum hatte Hugo sein Mahl beendet, als er „Cigarren!" kommandirte.

„Havannah?" fragte er den Kellner, der servirte.

„Gewiß, gnädiger Herr!"

„Ich rauche wenig, aber gutes Kraut!" bemerkte der Edelmann.

„Sie werden befriedigt werden."

Der Mann im Coupé hatte sich als einen leidenschaftlichen Raucher gezeigt; Auenheim konnte also nicht derselbe sein.

„Vielleicht will er mich täuschen", dachte Karl.

Im Gespräche fragte er, wann Herr von Auenheim angekommen.

„Schon diesen Mittag," war die Antwort. „Ich hatte so viel dringende Geschäfte zu besorgen, daß ich erst Abends mir ein Hotel suchen konnte. Ein Freund hat mir den „Krebs" empfohlen . . . mir scheint, daß ich gut aufgehoben bin. Der Champagner ist gut, die Speisen sind schmackhaft und über den Preis läßt sich nichts sagen. Sehen Sie, ich bin ein Mann der Vorsicht: glatte Rechnung, glatte Gesichter. Wir werden wohl einige Zeit beisammen bleiben . . . Nun gute Nacht! Ich bin abgespannt und müde . . . Morgen beim Frühstück sehen wir uns wieder. Ich bitte Sie jetzt schon, mein Gast zu sein."

„Nach der kurzen Bekanntschaft . . ."

„Bah, Ihr Titel genügt; außerdem liebe ich gute Gesellschaft, ich muß mich aussprechen, wenn ich heiter

sein soll. Das Leben ist kurz, jede Stunde halte ich werth . . . Auf Wiedersehen!"

Hugo drückte dem jungen Manne herzlich die Hand. Dann nahm er Hut und Stock und folgte dem Kellner, der ihn in eins der Gastzimmer des zweiten Stocks führte. Karl saß sinnend am Tische.

„Der Mann hat Recht!" flüsterte er vor sich hin. „Was ist denn ein Leben, das ungenossen vergeht? Ich plage mich mit kummervollen Gedanken ab, martere das Gehirn mit Befürchtungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nie eintreffen . . . leicht und froh will ich sein, ohne die Vorsicht aus dem Auge zu lassen und die Annehmlichkeiten genießen, die mir der Zufall bietet. Ich vertrete die Stelle Karl von Baumgarts und dieser würde alles das beansprucht haben, wonach ich strebe. Fort mit Grillen, fort mit Sorgen! Röschen hat mich treulos verstoßen, sie verdient nicht, daß ich mich auch nur eine Minute ihretwegen gräme. Ich werde mir Reichthümer erwerben und Europa verlassen!"

Der Wein hatte ihn doch aufgeregt, er fühlte, daß der Kopf brannte und die Pulse rascher schlugen. Eine Heiterkeit hatte sich seiner bemächtigt, die ihm Menschen und Dinge in einem ganz anderen, in einem freundlichern Lichte erscheinen ließen. Das, was er that und

noch thun wollte, hielt er nicht nur für klug, sondern auch für recht und geboten. Sollte das Verschwinden des unglücklichen Selbstmörders die Verbrecher in ihren Verstecken schützen? Sollte dadurch ein großes Vermögen in den Händen Unberechtigter bleiben? Max Grote war todt, Karl von Baumgart lebte noch.

Der Kellner kam zurück.

„Soll ich bezahlen?" fragte Karl.

„Nein, mein Herr."

„Jener Fremde hat es vorgezogen . . ."

„Er hätte es auch unterlassen können."

„Wie Sie wollen. Ist Herr von Auenheim Ihnen bekannt?"

Der Kellner verneinte es.

„Ich sehe den Herrn heute zum ersten Male; er scheint reich und ein lustiger Gesellschafter zu sein, obgleich er sein Aeußeres vernachlässigt."

„Der Schein trügt oft."

„Wohl wahr; ein gefülltes Taschenbuch nicht."

„Weisen Sie mir ein Zimmer an."

„Ich bitte, folgen Sie mir, gnädiger Herr!"

Karl hörte zum ersten Male diese Anrede; er war also ein „gnädiger Herr" geworden. Darum schämte er sich des kleinen Tornisters, den der Kellner trug.

Der Gedanke tröstete ihn, daß Auenheim gar kein Gepäck mit sich führte. Fünf Minuten später befand er sich in einem schönen Zimmer, das durch zwei Kerzen erhellt ward. Der Boden war mit Teppichen belegt und die Möbel glänzten wie neue. Weiße Rouleaux verhüllten die beiden Fenster, die nach der Straße hinausgingen.

„Wo wohnt Herr von Auenheim?“ fragte Karl.

„Eine Treppe höher, gerade über Ihnen.“

Der Kellner hatte sich entfernt.

Karl verriegelte die Thür, öffnete den Mahagoni-Secretair und legte sein Portefeuille und seine werthvollen Papiere, ohne die er ohnmächtig gewesen wäre, in das mittelste Fach. Den Secretair verschloß er wieder und verbarg den Schlüssel in der Geldbörse. Dem Secretair gegenüber stand das Bett, das durch weiße Vorhänge verhüllt ward. Der Reisende entkleidete sich und ging zur Ruhe. Bald umfing ihn ein fester Schlaf, aus dem er am nächsten Morgen erst erwachte, als die Sonne durch die Fenster schien. Rasch machte er Toilette. Dann öffnete er die Rouleaux . . . ihm gegenüber, die Straße war nicht breit, lag ein stattliches Haus, über dessen Thür ein großes Schild mit der Inschrift prangte „Ephraim Meier“.

„Ah, hier wohnt Friederike!“ rief er unwillkürlich. „Die gute Frau hat mir den Verkehr mit ihr leicht gemacht.“

Der Kaufmann mußte ein ausgebreitetes Geschäft besitzen, da das große Ladenfenster die verschiedenartigsten Waaren enthielt. Draußen hingen an eisernen Stangen Hemden, Tücher, Jacken, Strümpfe und Mützen, die im frischen Morgenwinde flatterten. Hinter den glänzenden Fenstern des ersten und zweiten Stockes sah man saubere weiße Gardinen und dazwischen Blumen und exotische Gewächse, die einen angenehmen Anblick gewährten. Alles verrieth Reinlichkeit, Ordnung und Wohlhabenheit. Der Besitzer dieses Grundstücks und dieses Ladens konnte einem armen Edelmann wohl tausend Thaler leihen, ohne eine Lücke in seiner Kasse zu fühlen. Während Karl von Baumgart sich seinen Betrachtungen überließ, erschien an einem Fenster des ersten Stockes ein frisches Frauengesicht, das vorsichtig durch die Gardinen lugte. Es war Friederike; sie trug eine weiße Morgenhaube mit gelben Bändern und ein weißes Morgenkleid. Ihre Hände machten sich an den Blumen zu schaffen, denen sie die welken Blätter zu entnehmen schien. Bei dieser Gelegenheit ward ihr voller, weißer Arm sichtbar, den sie ohne Zweifel geflissentlich

zur Schau stellen wollte. Sie verschwand, um an dem nächsten Fenster wieder zu erscheinen. Dieses Fenster befand sich dem gerade gegenüber, an welchem Karl stand. Jetzt erkannte sie ihn; freundlich nickend grüßte sie. Der junge Mann dankte durch eine tiefe Verneigung. Friederike hüllte wie ein schelmisches Mädchen den Kopf in die Gardinen, als ob sie sich scheute, den Oberkörper zu zeigen, und lächelte dem Nachbar so holdselig zu, daß auch dieser seine ernsten Züge in freundliche verwandelte. Plötzlich zog sie die Vorhänge zusammen und das Bild war verschwunden.

„Eine sonderbare Frau!“ dachte Karl. „Sie benimmt sich wie ein junges drolliges Mädchen, das einen Liebhaber zu fesseln sucht. Mein Geschmack wäre diese Friederike nun nicht, obgleich sie sich eine gewisse Jugendfrische bewahrt hat, die manchem Manne interessant erscheinen mag. Vielleicht muß ich noch den Galan spielen, um ihr die Geheimnisse zu entlocken, die für mich von Wichtigkeit sind.“

Er sah tiefer hinab in die Straße, in der sich schon der erste Verkehr des Tages entwickelte.

Herr Ephraim Meier, völlig angekleidet, stand in der Hausthür, die Hände auf dem Rücken gelegt, und betrachtete den Himmel. Seine Perrücke war schön

pomadisirt und frisirt, sein volles Gesicht sehr glatt rasirt. Seine runden Wangen hatten eine feine Röthe, die, wie man allgemein behauptet, von dem häufigen Genusse des Weins entsteht. Uebrigens sprach sich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in den Zügen des Kaufherrn aus, daß man ihn für einen in jeder Beziehung wohlsituirten Menschen halten mußte. Ein Kommis rief den Chef in das Innere des Hauses.

Der junge Mann steckte seine Papiere und seine Werthsachen zu sich und ging in den Speisesaal hinab, da das Zimmer ihm zu einsam ward. Der Oberkellner stand am Pulte, beschäftigt, die Bücher zu ordnen. Karl ließ sich das Frühstück kommen und leitete dann geschickt das Gespräch auf den Kaufmann gegenüber.

„Herr Meier wohnt seit drei Jahren dort," berichtete Franz; „er soll früher eine Fabrik in einem Landstädtchen gehabt haben. Sein Geschäft muß ein bedeutendes sein, da er oft wochenlang verreist ist. Abends ~~finden~~ finden Sie ihn in diesem Saale, er trinkt gern ein Glas guten Weines und unser Keller ist berühmt."

„Ist Herr Ephraim verheirathet?"

Franz lächelte.

„Ei, das will ich meinen!"

„Glücklich?"

„So scheint es.“

„Ich habe eine junge Frau am Fenster des ersten Stockes gesehen . . .“

„Eine junge Frau?“

„Mit einem runden und frischen Gesichte.“

„Das war Madame Meier, die sich gern bemerkbar macht. Sie ist mit ihrem Manne verreist gewesen. Die Leute halten sie gewöhnlich für jünger, als sie wirklich ist . . . Schön kann man sie gerade nicht nennen, aber pikant. Dies mag Herrn Meier wohl veranlassen, sie stets mit sich zu nehmen, wenn er auf Reisen geht.“

„Ah so!“

Franz lächelte und schrieb weiter.

„Hat Herr von Auenheim diesen Morgen schon von sich hören lassen?“

„Er nimmt das Frühstück auf seinem Zimmer ein. Wenn ich nicht irre, so ist er schon ausgegangen. Ganz recht, dort hängt sein Schlüssel.“

Karl überlegte nun, was er beginnen sollte. Es war noch zu früh, um dem Kaufmanne einen Besuch abzustatten; er beschloß, sich die Stadt anzusehen. Zehn Minuten später verließ er das Hotel. Der lebhafte Verkehr in den Straßen bot ihm eine willkommene

Zerstreuung. Das schöne Wetter, obwohl kalt, begünstigte den Spaziergang. Gegen elf Uhr kam der junge Mann auf den Paradeplatz. Die Regimentsmusik spielte und die zur Wache bestimmten Mannschaften schritten im Parademarsch an dem Obersten vorüber, der mit mit seinem Stabe eine glänzende Gruppe bildete. Die Wachen zogen ab und die Offiziere blieben zurück. Die Musiker ordneten sich, um die gewöhnliche Platzmusik auszuführen. Dieses Schauspiel war dem jungen Manne neu; er trat näher und betrachtete die Offiziere. Einer derselben ging Arm in Arm mit einem Civilisten auf und ab. Der Civilist, ein stattlicher Mann, trug elegante Kleider und einen Schnurrbart, der an seinen früheren Stand, den des Militärs, erinnerte. Beide sprachen lebhaft mit einander, sie schienen sich des Wiedersehens nach langer Trennung zu freuen, denn sie blieben von Zeit zu Zeit stehen, drückten sich die Hände und lachten laut auf. Karl glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, er erkannte Hugo von Auenheim, dessen Bekanntschaft er in dem Hotel zum „Krebs" gemacht.

Wie hatte sich der Reisende, der gestern Abend noch einen armseligen Rock, einen zerdrückten Hut und viel gebrauchte Stiefel getragen, verändert! Hugo war ein Elegant geworden, ein feiner Mann, wie ihn das Mo-

dejournal abbildet. Er trug einen glänzenden Cylinderhut, einen stahlgrünen Herbstrock, anliegende schwarze Pantalons und glänzende Stiefel mit Sporen. Seine schwarzgantirte Hand schwang eine Reitgerte, deren Silberknopf bei jeder Bewegung glänzte. Und wahrlich, der Begleiter des Offiziers war Hugo von Auenheim, es verriethen dies seine Gesichtszüge und seine markige Stimme, die der junge Mann deutlich vernehmen konnte. Der Offizier, ein Mann im vorgerückten Alter, mußte intim mit ihm sein, denn Beide nannten sich „Du.“ Andere Offiziere kamen, um von Auenheim zu begrüßen. Plötzlich ertönte ein Signal und die Offiziere gruppirten sich um den Adjutanten des Regiments, der den Parolebefehl vorlas. Auenheim entfernte sich. Karl trat ihm entgegen.

„Ah, Herr von Baumgart! Sie sind es doch . . . Oder irre ich?“ rief freudig erregt der Stutzer.

„Ich bin es, Herr von Auenheim. Der Zufall führte mich auf den Paradeplatz.“

„Gut, wir trennen uns nun nicht wieder. Ich bitte, begleiten Sie mich.“

„Wohin?“

„Einen Freund will ich aufsuchen, wenn er nämlich zu Hause ist.“

Hugo ergriff Karl's Arm und zog ihn mit sich fort. Der junge Mann empfand großen Respekt vor dem neuen Freunde, der mit Offizieren verkehrte und jetzt in so stattlicher Toilette erschien. Sein Gepäck mußte wohl angekommen sein. Auffallend jedoch blieb es, daß der an Jahren viel ältere Auenheim den jungen Baumgart zu fesseln suchte, dessen Person allein ihm doch kein Interesse abgewinnen konnte. Karl dachte weiter nicht darüber nach; es war ihm lieb, einen Mann gefunden zu haben, dessen Klugheit, Gewandtheit, dessen ganze Tournüre überhaupt ihm als Muster dienen konnte. Er fühlte es wohl, daß ihm noch Manches fehlte, was zur Repräsentation eines echten Edelmannes erforderlich war. Auenheim sprach über das Offizierkorps, dem er selbst früher angehört hatte, und nannte die hervorragendsten derselben seine Freunde.

„Haben Sie nicht Lust, in die Armee zu treten?" fragte er.

„Nein?"

„Auf kurze Zeit ist das Offiziersleben angenehm."

„Ich glaube es wohl; aber ein armer Offizier spielt eine traurige Rolle."

„Ah, mein junger Freund, es kommt ganz auf den Offizier an. Ich selbst besitze zwar einiges Vermögen,

man kann mich nicht reich nennen . . . Und doch war ich ein glänzender Offizier. Dem Soldaten, der seine Stellung begreift, öffnen sich verschiedene Quellen, die, ohne seine Ehre zu gefährden, ihm reichlichen Zufluß senden. Ich wäre im Dienste geblieben, wenn ich die goldene Freiheit nicht vorgezogen hätte. Ach, dort ist das Haus meines Freundes! Warten Sie, ich werde sogleich wieder bei Ihnen sein."

Hugo zog die Glocke an der Thür des großen Gebäudes, das offenbar einem reichen Manne angehören mußte. Nun wechselte er einige Worte mit dem Diener, der geöffnet hatte.

„Mein Freund ist noch auf dem Lande!"

Mit diesen Worten kam er zurück, ergriff den Arm des jungen Mannes und ging weiter. Das klare Wetter verleitete zu einem Spaziergange. Beide suchten die Promenade der Stadt auf.

„Werden Sie lange hier bleiben?" fragte Hugo im Laufe des Gesprächs.

„Ich weiß es noch nicht; es kommt auf die Abwickelung des Geschäftes an, das mich zu der Reise veranlaßt."

„Ah, Sie sind in Geschäften hier."

„Ja wohl!"

„Kann ich Ihnen irgendwie durch meine Bekanntschaften oder Erfahrungen nützlich sein, so verfügen Sie über mich; ich habe vorderhand Muße und stelle mich Ihnen gern zur Verfügung.“

„Danke, Herr von Auenheim.“

„Fürchten Sie nicht, daß Sie mich belästigen . . .“

„Ich bin von Ihrer Freundlichkeit überzeugt.“

„Oder daß ich indiskret in Sie dringe; nein, ich befolge nur den Grundsatz: ein Edelmann muß dem andern behilflich sein, weun das Leben Schwierigkeiten bereitet und diese stellen sich unter allen Verhältnissen ein. Sie sind noch jung, kommen vielleicht zum ersten Male in die große Stadt und könnten leicht Leuten in die Hände fallen, die Ihre Arglosigkeit ausbeuten . . . das möchte ich verhindern, da ich durch Erfahrung Menschen und Dinge genau kennen gelernt habe.“

Karl antwortete nicht, es war ihm unmöglich passende Worte zu finden, den wirklich gut gemeinten Antrag abzulehnen. Hatte er sich bisher auch nur in engen und bescheidenen Kreisen bewegt, so besaß er doch Scharfsinn genug, um hinter der Freundlichkeit Hugo's einen versteckten Plan zu wittern. Seit Röschen ihn getäuscht, auf deren Treue uud Aufrichtigkeit er so fest gebauet hatte, mißtraute er jedem Menschen, der sich ihm näherte.

Dazu kam noch die eigenthümliche Lage, in die ihn das Schicksal geworfen, eine Lage, die sich wohl zum zweitenmale sobald nicht gestalten würde. Sein Scharfsinn erhielt Gelegenheit sich zu üben, und das Mißtrauen unterstützte ihn. Außerdem mußte er stets mit doppelter Vorsicht verfahren, da er von der Familie Baumgart nur das wußte, was er in dem Tagebuche aufgezeichnet gefunden.

„Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen", sagte Hugo nach einer Pause.

„Verbannen Sie diese Gedanken, Herr von Auenheim!"

„Beunruhigen Sie sich nicht!" rief lächelnd der Weltmann. „Bedürfen Sie meiner, so melden Sie sich, und ich bin da!"

Um ein Uhr saßen Beide an der Table d'Hote, die meistentheils von jungen und unverheiratheten Geschäftsleuten benutzt ward. Hugo unterhielt sich nur mit seinem jungen Freunde, trank Champagner und tadelte vornehm die aufgetragenen Speisen, so daß man glauben mußte, er sei an die feinsten Leckerbissen gewöhnt. Auch die Gesellschaft behagte ihm nicht; er pries die Hotels ersten Ranges und verwünschte die Sparsamkeit, die ihn veranlaßt, den „Krebs" aufzusuchen.

„Eins tröstet mich!“

„Was?“ fragte Karl.

„Und bietet mir Entschädigung ... ich habe in diesem Wirthshause Ihre Bekanntschaft gemacht, die ich hoch schätze.“

„Sie erzeigen mir zu viel Ehre!“

„Trinken wir auf das Fortbestehen dieser Bekanntschaft!“

„Gern, gern!“ rief Karl.

Er leerte das Glas.

„Nun ist's genug!“ dachte er. „Der gute Freund will mich berauscht machen, um mich auszuforschen; das soll ihm nicht gelingen und wenn er zehnfach stärkere Mittel anwendet.“

Hugo mußte seine Flasche allein leeren; sein Gesicht hatte sich nach und nach geröthet und seine großen Augen glänzten lebhafter als zuvor ... aber keine Bewegung, kein Wort verrieth, daß er getrunken hatte. Er zündete eine Cigarre an und verlangte den Kaffee. Auch Karl mußte rauchen. So ward noch eine halbe Stunde verplaudert. Dann zog sich Hugo zurück, um ein Mittagsschläfchen zu halten, das ihm, wie er sagte, zur zweiten Natur geworden sei. Als Karl sein Zimmer betrat, fand er einen Brief auf seinem Tische, der die

Adresse trug: „Herrn von Baumgart.“ Erschreckt öffnete er das zierliche Couvert. Es enthielt Friederikens Karte und unter dem lithographirten Namen standen die Worte:

„Kommen Sie mit dem Schlage acht diesen Abend zu mir, ich erwarte Sie an der Thür.“

„Ah, die kleine Frau hält ihr Versprechen; und ich werde mich pünktlich einstellen.“

Um ganz sicher zu gehen, verglich er die Karte mit der, die er Abends zuvor aus der Hand der Frau Meier empfangen; es war genau dieselbe. Eine Mystifikation war demnach nicht zu fürchten. Wie aber sollte er sich von Hugo los machen, der ihn ohne Zweifel für den Abend in Beschlag nehmen würde? Der Zufall war ihm günstig. In der Dämmerung trat Auenheim zu ihm in das Zimmer. „Ich muß einen Besuch abstatten; um 7 Uhr treffen Sie mich im Café des Theaters. Stellen Sie sich pünktlich ein, wir wollen die Oper hören.“ Karl versprach zu kommen, wenn es ihm möglich sei, da auch er für den Nachmittag in Anspruch genommen sei. Auenheim ließ einen Fiaker kommen und fuhr davon. Karl blieb in seinem Zimmer. Mit dem Schlage acht Uhr schlüpfte er hinüber zu dem Hause des Kaufmannes. Der Laden war schon geschlossen, die Thür,

die zu der Hausflur führte, stand offen. Im Hintergrunde ließ sich die Treppe erkennen, die zu dem ersten Stocke führte. Eine Gasflamme beleuchtete die Stufen derselben, die Karl rasch erstieg. Dort an der braunen Flügelthüre stand der Name des Hausbesitzers. Karl wartete einige Augenblicke; da ward die Thür geöffnet. Friederike, eine Kerze tragend, stand an der Schwelle.

„Willkommen, willkommen!" rief sie.

„Störe ich?"

„Wie können Sie stören, da ich Sie erwartet habe."

„Ihr Herr Gemahl . . ."

„Ist drüben im „Krebs", er kommt vor zehn Uhr nicht nach Hause. Und wenn er käme, würde er sich über den angenehmen Besuch freuen."

Sie führte ihn in ein reizendes Zimmer, das mild erwärmt und hell erleuchtet war. Die Einrichtung verrieth Wohlstand und Geschmack. Auch ein Piano fehlte nicht, das dem schwellenden Divan gegenüber stand. Die Rouleaux der Fenster waren herabgelassen, um den Blicken neugieriger Gäste im „Krebs" zu wehren.

Friederike war reizend gekleidet; sie trug eine Blouse von schwarzer Seide und ein dunkelrothes Kleid von feinster Wolle. Ein elegantes Häubchen schmückte ihr Haupt. Wie freundlich lächelte sie, als sie den Gast

einlud, auf dem Sopha sich niederzulassen. Dann rückte sie ein Tischchen heran, das mit Thee und kalten Speisen bedeckt war.

„Ich bin nicht nur den Tag mir selbst überlassen," erzählte sie mit ihrer gewohnten Zungenfertigkeit, „sondern auch den ganzen Abend. Gleich nach Schluß des Geschäftes geht mein Mann in den „Krebs", wo er so viel Wein trinkt, daß er um zehn Uhr angesäuselt nach Hause kommt. Dann legt er sich zu Bett und schläft wie ein Murmelthier bis zum Morgen. Nun, seine Virtuosität im Schlafen kennen Sie . . . Apropos, meine Karte haben Sie erhalten?"

„Ihr Briefchen lag auf dem Tische in meinem Zimmer."

„Haben Sie sich nicht gewundert, wie es dorthin gekommen?"

„Ja, ja!"

„Ich habe ein Mädchen, das früher im „Krebs" gedient hat."

„Ah, und durch diese ist das Briefchen expedirt."

Die kleine Frau füllte die Tassen mit Thee. Karl fand Gelegenheit, ihre kleine runde Hand zu bewundern, deren Finger von kostbaren Ringen geschmückt

waren. Wahrlich, es war eine aristokratisch feine Hand, die selten oder nie rauhe Arbeit verrichtet hatte.

„Sie mögen es mir glauben oder nicht," fuhr sie fort, „ich fürchte, Sie würden Anstand nehmen, Ihr mir gestern gegebenes Versprechen zu erfüllen, würden wohl gar abreisen, ohne mich noch einmal gesehen zu haben."

„Herr Meier hatte uns ja gestattet ..."

„Herr Meier weiß heute nicht mehr, was er gestern gesagt hat."

„Ist es möglich!"

„Wie ich Ihnen sage! der gute Mann hat nur Gedächtniß für sein Geschäft; wären Sie ihm Geld schuldig, so würde er Sie in seinem ganzen Leben nicht vergessen ... Bitte, nehmen Sie von dem kalten Braten oder von dem geräucherten Lachs, was Ihnen beliebt ... dort ist Arrak, hier ist Sahne ..."

Friederike setzte sich an die Seite des Gastes, der nach kurzer Pause sagte:

„Sie wollten, gnädige Frau, mir wichtige Mittheilungen machen, wichtig für mich ..."

„Ganz recht, ganz recht!"

„Darf ich Sie bitten, unser Alleinsein zu benutzen..."

Sie sah ihn mit unbeschreiblichen Blicken an.

„Ach ja,“ flüsterte sie, „ein Irrthum kann nicht obwalten!“

„Ein Irrthum, wie meinen Sie das?“

„Sie sind wahrlich ein Herr von Baumgart.“

„Ich kann es Ihnen nicht verargen, wenn Sie fordern, daß ich mich legitimire; es liegt darin der Beweis, daß Ihre Mittheilungen wirklich von großer Wichtigkeit sind.“

„Ach ja, ich bin es der Familie Baumgart schuldig, daß ich mit Vorsicht verfahre.“

„Sie sehen, ich bin vorbereitet . . .“

„Auf was?“ fragte hastig die kleine Frau.

„Mir Ihr volles Vertrauen zu erwerben.“

„Dies besitzen Sie ja schon.“

Der junge Mann zog sein Portefeuille aus der Tasche.

„Hier sind meine Papiere.“

„Ich mag sie nicht sehen.“

„Und doch, ich bitte, prüfen Sie, gnädige Frau. Da ich Ihnen bis jetzt völlig fremd gewesen, ist es gut, daß auch nicht der leiseste Zweifel aufkomme.“

„Bösewicht!“ rief sie, ihm einen leisen Schlag mit der Hand versetzend.

Diese Berührung mochte sie gewollt haben.

„Mir liegt viel, mir liegt Alles daran, mir Ihr Vertrauen, vielleicht Ihre Freundschaft zu erwerben. Ich stehe ja ganz allein in der Welt, bin eine Waise …"

„Nein, nein!" rief sie auffahrend. „Sie sollen keine Waise sein!"

Hastig nahm sie die Papiere. Nachdem sie gelesen, reichte sie dem jungen Manne schweigend die Hand.

„Zweifeln Sie noch?" fragte Karl lächelnd.

„Wenn irgend Jemand verpflichtet ist, sich Ihrer anzunehmen, so bin ich es. Wahrlich, man hat Sie schlecht behandelt. Sie mußten Schulmeister werden, während Sie doch Ansprüche haben auf eine glänzende Stellung in der Welt. O, ich kann mich nicht ausdrücken, wie ich wohl möchte. Wissen Sie, wer Ihre erste Pflegerin gewesen ist? Ich, die kleine Friederike, die man als Aschenbrödel im Hause gebrauchte. Und ich habe es auch ruhig erduldet, habe Alles gethan, was man von mir forderte. Ich begleitete Ihre Mutter zu dem Arzte, dann brachte ich sie zu dem Pfarrer Grote … Ach, das kleine liebe Kind weinte bitterlich, als ich, im Wagen sitzend, es auf dem Schoße hielt … Wir fuhren bei Nacht, bei einem fürchterlichen Sturm, durch den Wald. Denken Sie sich, was mir da passirte …"

„Nun?“ fragte Karl gespannt.

„Der Kutscher hatte den rechten Weg verfehlt; Gott mag wissen, wie es gekommen . . . Der Wagen schlug um und ich stürzte mit dem Kinde auf einen steinharten Boden. Zum Glück waren wir in der Nähe des Dorfes, wo der Pfarrer wohnte. Während der Kutscher sich mit dem Wagen beschäftigte, eilte ich dem Lichte zu, das mir durch die Bäume entgegenschimmerte. Glücklich erreichte ich das Pfarrhaus, dessen Bewohner sich anschickten, zu Bett zu gehen. Ich erzählte athemlos, was vorgefallen. Wir untersuchten das wimmernde Kind... meine Befürchtung traf ein . . . dem armen Würmchen war der Arm gebrochen . . .“

Karl stutzte.

„Wie“, fragte er, „der Arm?“

„Ja, nicht weit über dem Handgelenk.“

„Es war der linke Arm?“

„Ganz recht, Sie werden gewiß noch die Narbe tragen.“

Der junge Mann streifte den Aermel empor.

„Hier ist die Narbe!“ rief er mit zitternder Stimme.

Friederike stieß einen leisen Schrei aus.

„Aber was ist Ihnen denn, lieber Herr?“

„Nichts, nichts!“

„Sie zittern ja, als ob Sie krank wären."

„Ich bin gesund, kerngesund; aber der Gedanke, meine erste Pflegerin zu sehen, erfüllte mich mit einem wunderbaren Gefühle! Dank, Dank für diese Entdeckung!"

Karl küßte hastig die Hand der kleinen Frau.

„Mein Gott, was haben Sie denn?" fragte sie erstaunt.

„Sie wissen genau, daß mir das Unglück geschehen ist, gnädige Frau?"

„Ach Gott, ich sehe ja immer noch das blutende Aermchen, sehe den Arzt, der den Verband anlegte, und höre die Klagen des guten Pfarrers, der vor Angst umzukommen schien. Der Doktor meinte zwar, es habe nichts zu bedeuten, da der Bruch kein gefährlicher sei und die zarten Knöchelchen bald heilten; aber es war doch immer herzzerreißend, das unschuldige Kind wimmern zu hören. Dem Himmel sei Dank, es ist gut abgelaufen. Sie verspüren keine Folgen, können den Arm gebrauchen . . ."

„Als ob er nie einen Bruch erlitten hätte."

„Ich wollte Sie schon während der Reise fragen; ich hätte aber Manches vorausschicken müssen, um mich Ihnen verständlich zu machen. In der Hauptsache

wären wir also klar . . . Sie sind Karl von Baumgart, ich kann darauf schwören. Es ist doch merkwürdig, daß so eine Narbe nie verwächst. Was wollte ich doch sagen? Die Freude macht mich ganz confus, ich bin aus dem Zusammenhange gerathen . . . Nun weiß ich, wo ich stehen geblieben . . . Nach sechs Wochen schon war der Arm geheilt, das Kind wurde getauft und ich ging zu meiner Herrin zurück, der ich das Unglück natürlich verschwieg. Sie können glauben, der Abschied von dem kleinen Karl ist mir recht schwer geworden, obgleich ich wußte, daß er sich in guten Händen befand. Die Frau Pastorin hatte noch einen Knaben, der um einige Monate älter war als Karl . . . Das thut Nichts zur Sache . . . Hören Sie weiter: Mit meiner Herrin ging nun eine merkwürdige Veränderung vor. Sie verlobte sich mit einem Herrn von Hohenstedt, der sich bis zum Sterben in sie verliebt hatte. Ich war nur ein armes Kammermädchen, aber diesen rothhaarigen und pockennarbigen Mann hätte ich nicht geheirathet, auch wenn er der Besitzer von hundert großen Gütern gewesen wäre. Und wie stolz blähete sich der Mann auf! Mit mir hat er nie ein Wort gewechselt und die Bedienten prügelte er mit der Reitpeitsche, wenn sie sich nicht bis zur Erde vor ihm

bückten. Die Heirath wurde so rasch betrieben, daß sie Hals über Kopf zu Stande kam. Von der Hochzeit kann ich Ihnen nur sagen: sie war großartig. Fürsten, Grafen und Barone befanden sich unter den Gästen. Der Champagner floß in Strömen und die feinsten Gerichte wurden von einem halben Dutzend Köchen zubereitet. Der Tag muß ein schweres Geld gekostet haben. Herr von Hohenstedt konnte mich nicht leiden, er gab mir dies bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Einmal hatte er mich so abscheulich behandelt, daß ich ihm gehörig die Wahrheit sagte. An Herzdrücken sterbe ich einmal nicht, das steht fest. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und wer Grobheiten ausgibt, muß auch Grobheiten einstecken. Sie können glauben, ich bin gut, herzensgut; aber reizen muß man mich nicht, dann ist es aus mit meiner Herzensgüte, rein aus. Nach diesem ersten Rencontre lebte ich mit Herrn von Hohenstedt auf sehr gespanntem Fuße; er chikanirte mich auf alle erdenkliche Weise. Die gnädige Frau nahm mich zwar in Schutz, aber das half nichts. Endlich riß mir die Geduld und ich kündigte den Dienst. Frau von Hohenstedt fand sich nun mit mir ab. Ich mußte ihr versprechen, ihr Geheimniß zu bewahren und sie zahlte mir eine Summe, mit der ich mich selbstständig

machen konnte. Eine zweite Summe sollte ich nach zehn Jahren von ihr erhalten, wenn ich meinem Versprechen treulich nachgekommen wäre. Das konnte ich mir schon gefallen lassen, und so schieden wir als gute Freundinnen. Gleich darauf lernte ich meinen Mann kennen, einen armen Commis, der in einer Fabrik angestellt war. Mit dem Gelde, das ich ihm zubrachte, betheiligte er sich an der Fabrik und er hatte Glück, das Geschäft ging recht flott. Wir lebten Jahre hindurch glücklich und zufrieden. Daß ich mein Geheimniß treu bewahrte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich that, als ob Nichts vorgefallen wäre, obgleich mein Mann zuweilen fragte, wie ich zu dem Gelde gekommen wäre. Da machte ein Banquier Bankerott und die Fabrik verlor eine große Summe; sie mußte die meisten Arbeiter entlassen. Mein armer Mann war der Verzweiflung nahe; mit Mühe und Noth rettete er sich vor dem Untergange. Die zehn Jahre waren um und ich reiste zu Frau von Hohenstedt, um die zweite Zahlung zu holen, die meinen Mann retten konnte. Ach, wie wurde ich da empfangen! Die Dame war Wittwe und brauchte den Mann nicht mehr zu fürchten. Kalt und trocken sagte sie mir, daß sie wohl wisse, mich abgefunden zu haben, eines weitern Zahlungsversprechens erinnere sie sich nicht. Kurz, ich

mußte unverrichteter Sache abziehen und mit meinem armen Manne schwere Zeiten durchmachen. Wie sollte ich der gnädigen Frau beikommen? Eine schriftliche Zusage hatte ich nicht, und Zeugen waren auch nicht vorhanden ... trotzdem habe ich die Wortbrüchige nicht kompromittirt, selbst mein Mann hat heute noch keine Ahnung von der Geschichte. Dafür belohnte mich das Schicksal; ich gewann zehntausend Thaler in der Lotterie, mein Mann gab die Fabrik gänzlich auf und gründete das kaufmännische Geschäft, das ein schönes Geld abwirft. Wir verschicken unsere Waare nach Amerika und Australien und haben jetzt schon die früheren Verluste gänzlich verschmerzt."

Friederike hatte bisher in einem Zuge gesprochen; jetzt mußte sie tief Athem schöpfen.

„Aber Sie trinken und essen ja nicht!" rief sie aus.

Der junge Mann nahm Einiges, um dem Drängen zu genügen.

„Die Freude hat mir den Appetit geraubt."

„Sie wissen ja noch nicht viel."

„Soll ich noch mehr erfahren?"

„Ei, das will ich meinen! Das Beste kommt noch."

Sie sah erstaunt ihren Gast an, der mit zitternden Händen speiste.

„Nein, wie aufgeregt Sie sind!“ rief sie aus.

„Es ist dies sehr natürlich.“

„Man sollte glauben, Sie hätte soeben eine Million erhalten! Die hellen Schweißtropfen perlen an Ihrer Stirn.“

„Weil es warm ist in Ihrem Zimmer. Ich bitte, erzählen Sie weiter.“

Friederike schlürfte von dem Thee.

„Es ist nicht viel mehr, mein lieber junger Herr,“ sagte lächelnd die kleine Frau. „Die traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, sprechen nicht zu Gunsten der Frau von Hohenstedt, die sich kalt und sorglos gegen ihr Kind, aber mir gegenüber tückisch bewiesen hat. Des schönen, freundlichen Knaben, den ich damals verlassen mußte, gedenke ich immer noch mit großer Vorliebe und nun können Sie sich auch die Freude erklären, mit der ich Sie jetzt begrüße. Der Zufall geht manchmal tückisch zu Werke . . . muß ich Sie in dem Postwagen treffen, um mich Ihrer annehmen zu können. Und ich werde mich Ihrer annehmen . . . Hier ist meine Hand . . .“

„Wie kann ich Ihnen danken?“ rief Karl, nachdem er die Hand der gefälligen Frau geküßt hatte.

„Erstens: durch Verschwiegenheit!“

„Ich sichere sie Ihnen feierlich zu!"

„Zweitens: durch unbedingten Gehorsam! Ich meine damit, daß Sie Alles thun, ohne viel zu fragen, was zur Erreichung unseres Ziels nöthig ist. Ich erachte dies als einen Beweis Ihres Vertrauens, das ich völlig in Anspruch nehmen muß, wenn wir nicht scheiden wollen. Wir haben schlaue und mächtige Gegner, von denen ich Ihnen das andere Mal erzähle, da mir heute die Zeit fehlt."

„Sie haben mich jetzt schon beruhigt, Frau Meier, da ich nun einen Anhaltspunkt habe, der mich vor zwecklosem Umherirren schützt."

„Nun kommt meine dritte Bedingung, die ich als die hauptsächlichste bezeichnen muß."

Der junge Mann fragte gespannt:

„Was ist es?"

„Ich kann es nicht oft genug wiederholen: thun Sie keinen Schritt, ohne zuvor mit mir Rücksprache genommen zu haben, wählen Sie nur dann Ihren Umgang, wenn ich ihn gebilligt habe, und berichten Sie mir Alles, was Ihnen geschehen ist."

„O, ich wäre ja ein Thor, wollte ich anders verfahren! Sie sind meine zweite Vorsehung, meine zweite Mutter . . ."

Die Frau des Kaufmanns lächelte ironnisch.

„Um Ihnen das Letztere zu sein, bin ich noch nicht alt genug!“

„Mißverstehen Sie mich nicht: Ihre Liebe, Ihre Güte und Ihre Freundschaft . . .“

„Ah, das ist anders! Diese Dinge will ich Ihnen wie eine Schwester bewahren und bethätigen. Nun bitte ich Sie, mich zu verlassen, da mein Mann, der zurückkehren könnte, von unserem Vertrauen ausgeschlossen bleiben muß aus Gründen, die ich später noch erörtern werde.“

Karl von Baumgart erhob sich.

Sie reichte ihm die rothe Wange zum Kusse.

„Wie der Bruder die Schwester!“ flüsterte sie verschämt lächelnd.

Er berührte mit den Lippen zart die gelbe Wange.

„Gute Nacht, liebe, verehrte Wohlthäterin!“

„Vergessen Sie das Fenster nicht!“

Der junge Mann verließ das Zimmer und das Haus. Eine schwere Last war dem armen Karl vom Herzen genommen, da er sich nun als den zeigen durfte, der er in Wahrheit war. Diese Ueberzeugung verlieh ihm Ruhe, Sicherheit und Selbstvertrauen. Aber auch der alte Groll regte sich wieder mit verstärkter Gewalt;

war er doch zum Mörder geworden an seinem Nebenbuhler; er mußte alle Tücke zusammenfassen, die man an ihm verübt, um sich ungetrübt der Freude über die glückliche Umgestaltung seiner Lage hinzugeben. Die Kälte war doch zu stark geworden, als daß Karl seine Wanderung ausdehnen konnte; er suchte den „Krebs" auf und trat in den Speisesaal, wo sich drei Gäste befanden. Der eine dieser Gäste war Ephraim Meier; er saß bei der Weinflasche und blätterte in einer Zeitung, wie es schien, um die Langeweile zu tödten, da er keine passende Unterhaltung fand. Als der junge Mann eintrat, verklärte sich sein Gesicht.

„Sind Sie nicht Herr von Baumgart?" fragte er freundlich.

„Der bin ich!" antwortete Karl mit fester Stimme.

Der Kaufmann reichte ihm die Hand.

„Ich habe Sie erwartet."

„Mich?" fragte Karl verwundert.

„Der Oberkellner hat mir gesagt, daß Sie hier wohnen."

„Auf Ihre Empfehlung . . ."

„Wie, auf meine Empfehlung? Sie irren, junger Mann; meine Frau wird Ihnen gesagt haben, daß man im „Krebs" gut und billig verpflegt wird."

„Gleichviel, ich bin Ihnen dafür verbunden.“

„So setzen Sie sich zu mir, ich gebe heute ein halbes Stündchen zu, da mir die neue Weinsorte vortrefflich mundet. Franz!“

Der Oberkellner sprang herbei.

„Herr Meier?“

„Noch eine Flasche.“

„Sie befehlen?“

„Versteht sich von derselben Sorte, genau von derselben . . . Sie trinken doch rothen, Herr von Baumgart?“

Karl antwortete verbindlich:

„In Ihrer Gesellschaft schmeckt mir jede Farbe.“

„Ei, die Noblesse verleugnet sich doch nie! Haben Sie schon zu Nacht gespeist?“

„Ja, Herr Meier!“

Ephraim goß lächelnd den kleinen Rest aus der Flasche in das Glas.

„Darf man fragen, wo?“

Karl gerieth in Verlegenheit, er schob den Stuhl heran und ließ sich nieder.

„Ich erlasse Ihnen die Antwort,“ murmelte freundlich und harmlos der dicke Herr; „Sie gefallen mir eben so wohl als meiner Frau . . .“

„Herr Meier! Ich preise mich unendlich glücklich, wenn ich Ihr Mißfallen nicht erregt habe . . .“

„Besuchen Sie uns nach Gefallen, ich bitte darum . . . Meine Frau liebt den Umgang mit adeligen Personen, und ich habe Nichts dagegen. Auch die Frauen müssen ihre Unterhaltung haben, da sie nicht in das Weinhaus gehen dürfen. Meine Friederike besitzt einen lebhaften Charakter, wie Sie wohl schon bemerkt haben werden . . . Da fällt ihr die Einsamkeit doppelt schwer.“

Der Oberkellner brachte den Wein.

„Gut, Franz, recht! Noch ein Glas für diesen Herrn, der heute mein Gast ist. Trinken wir und plaudern wir, das habe ich gern . . . Ein edeles Gewächs mit Feuer und Kraft! Auf Ihr Wohl, Herr von Baumgart!“

„Und auf das Ihrige, Herr Meier!“

„Danke, danke verbindlichst!“

Beide stießen an und tranken.

„Ich möchte etwas von Ihnen erfahren, lieber Herr von Baumgart.“

„Fragen Sie, ich stehe zu Ihren Diensten.“

„Haben Sie einen älteren Bruder?“

„Nein, Herr Meier.“

„Einen Vetter, einen Schwager oder sonst so etwas . . .“

„Nein; meine Familie ist ausgestorben.“

„Auch Ihr Vater?“

„Ich habe den Vater nicht gekannt, ebensowenig die Mutter.“

Der Kaufmann starrte ihn verwundert an.

„Element“, rief er nach einer Pause, „das ist ja ein miserables Schicksal!“

„Freilich, freilich!“

„Wer hat denn für Sie gesorgt? Sie können doch nicht wie die Lilien des Feldes aufgewachsen nnd wie die Spatzen auf dem Dache ernährt sein.“

„Lieber Herr, ich beziehe eine kleine Rente, die mir der Großvater ausgesetzt hat.“

Ephraim hielt das Glas in der Hand.

„Der Großvater?“ wiederholte er.

„Ja.“

„Jener Mann kann Ihr Großvater nicht gewesen sein.“

„Von welchem Manne sprechen Sie, Herr Meier.“

„Von demselben, der mich um tausend Thaler gebracht hat; er nannte sich Herr von Baumgart . . . Richtig, Sie haben ihn im Coupé gesehen . . . Guten

Abend, Herr Meier, rief er mir höhnend zu. Dann verschwand er. Zuvor hatte er mich wacker eingeräuchert. Sehen Sie, diesen Mann könnte ich in das Schuldgefängniß sperren lassen, wenn ich ihn hätte. Ich bin ein guter Kerl, aber wenn ich verhöhnt werde, bin ich ein gewissenloses Ungeheuer. Da kann ich peinigen bis auf's Blut, kann tyrannisiren wie, wie . . . wer war doch gleich der größte Tyrann?"

„Dionysius!"

„Richtig, wie Dionysius, ohne Mitleid, ohne Erbarmen. Jenen Baumgart könnte ich die ganze Zeit des Lebens im Schuldgefängnisse schmachten lassen. Trinken wir, mein lieber Freund!"

Ephraim sah gar nicht so rachsüchtig aus, wie er selbst sich schilderte; er trank ruhig und zufrieden den Wein, füllte das Glas von Neuem und hielt es gegen das Licht.

„Ein Göttertrank!" murmelte er. „Ich habe mich lange nicht so delectirt als heute. Wahrlich, bei diesem Gewächse vergißt man die Sorgen des Geschäfts und Ehestandes! Sie kennen also den Schwindler nicht?"

„Gewiß nicht, Herr Meier!" versicherte der junge Mann. „Daß er mit mir den Namen gemein hat, ist ein Zufall; übrigens habe ich nie von einem Verwand-

ten gehört, es hat sich auch Keiner um mich gekümmert."

„Trinken Sie, trinken Sie!"

Die Gläser erklangen.

„Ein Pereat dem Betrüger!" rief Ephraim.

„Jedem Betrüger!" fügte Karl hinzu.

Herr Meier setzte das leere Glas auf den Tisch zurück.

„Sie sind ein braver Mann, das merke ich schon! Reichen Sie mir die Hand!"

„Hier ist sie!"

„Bleiben Sie bei dem Grundsatze, daß Ehrlichkeit am längsten währt; ich kann Ihnen dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Spitzbübereien, Schwindel, Kniffe, und wären sie die feinsten, kommen immer an das Tageslicht und der Gauner fängt sich in der eigenen Schlinge, sei er Kaufmann, Industrieller, Gelehrter oder Edelmann. Ich meine es gut, ich rede als Vater zu Ihnen . . . Aber Sie trinken ja nicht . . . leeren Sie Ihr Glas, daß ich es wieder füllen kann."

„Mir brennt der Kopf, Herr Meier."

„Possen!"

„Ich bin ein schlechter Trinker."

„Ein solcher Wein gibt den Knochen Kraft und dem Blute Feuer."

„Wohl wahr, indeß . . .“

„Man braucht kein Trinker von Profession zu sein, denn das gewohnheitsmäßige Trinken ist ein Laster wie das Wuchern, das Stehlen und Betrügen; aber ein Fläschchen, das in heitere Laune versetzt, ist nicht nur erlaubt, es ist sogar gerathen. Sehen Sie, da gehe ich kreuzfidel nach Hause, gebe meiner Alten einen Kuß, höre ruhig die Gardinenpredigt an, die Riekchen mit einer wahren Kanzelberedtsamkeit mir hält, und zwar nicht selten . . . Lieber Freund, Riekchen hätte Mann und als solcher Pastor werden müssen . . . Wie hieß der größte Redner des Alterthums?“

„Ich glaube Demosthenes.“

„Richtig, Demosthenes; Ich habe ein schwaches Gedächtniß für Namen . . . Demosthenes, mein Bester, hat sicherlich nicht besser reden können als meine Frau. Das ist ein Fluß und ein Guß . . . sie redet noch, wenn ich längst schlafe. Mitunter wird sie unangenehm, vorzüglich wenn sie merkt, daß ich mich taub stelle; dann aber zeige ich meine Manneswürde, meine Autorität . . . ich erkläre ihr kurz und bündig, daß ich jeden Augenblick zur Scheidung bereit sei . . . daß sie sich nach Gefallen einen Mann suchen könne, der, der . . .“

Ephraim lallte noch einige Worte, dann schwieg er, als ob eine Erscheinung ihm die Zunge gelähmt habe. Diese Erscheinung war Hugo von Auenheim, der heiter und wohlgemuth in den Speisesaal trat. Nur für einen Augenblick zeigte sich Ueberraschung in seinen Zügen, dann fragte er laut und ungezwungen den Kellner: „Ist Herr von Baumgart hier?"

Franz deutete auf den jungen Mann, der der Thür den Rücken zukehrte.

„Dort, mein Herr!"

Ephraim hatte sich langsam erhoben.

„Wie," lallte er, „Herr von Baumgart . . . Endlich, endlich habe ich den Vogel erwischt!"

Karl stand rasch auf.

„Ah, Sie!" rief er.

„Ich suche Sie, lieber Freund!"

„Kellner, Kellner!" schrie der Kaufmann aus voller Lunge und indem er den Kellner anstarrte.

„Was beliebt, Herr Meier?"

„Einen Wechseldiener, einen Polizei-Kommissar oder wenigstens einen Nachtwächter! Holen Sie, holen Sie, ich bezahle Alles! Dieser Mann hier muß verhaftet werden, ehe er sich wieder aus dem Staube macht!"

Er deutete auf Hugo, der ruhig entgegnete:

„Was wollen Sie, mein Herr? Wer sind Sie? Was veranlaßt Sie . . .“

„Ich bin Ephraim Meier, der dumme Teufel, der Ihnen tausend Thaler geliehen hat! In dem Dampfwagen sind Sie mir entkommen, nachdem Sie mich wie ein Stück Pökelfleisch geräuchert hatten . . . Nun ist's aus, jetzt halte ich Sie, und ich halte Sie fest!“

Ephraim zitterte vor Zorn am ganzen Körper.

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Mann!“ sagte Hugo.

„Lieber Mann, bin ich Ihr lieber Mann? Den Nachtwächter, Franz, holen Sie den Nachtwächter!“

„Sie sind entweder verrückt oder betrunken.“

„Verurtheilen Sie mich wie Sie wollen; ich weiß, daß Sie darauf ausgehen, mich zu betrügen.“

„Wissen Sie,“ fragte Karl, „wer der Herr ist?“

„Herr von Baumgart . . .“

„Sie irren, er ist Herr Hugo von Auenheim, ein geachteter Edelmann.“

„Nein, nein!“

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Meier, eine zufällige Aehnlichkeit täuscht Sie. Herr von Auenheim wohnt in diesem Hotel; Sie können morgen mit ihm sprechen und sich überzeugen, daß Sie im Irrthume sind.“

Hugo bemerkte kalt lächelnd:

„Es begegnet mir heute zum zweiten Male, daß man mich für einen Herrn von Baumgart hält, trotzdem ich früher als Offizier hier in Garnison gestanden habe. Erklären Sie sich, meine Herren, aus diesem Uebelstande die Ruhe, die ich den schimpflichen Beschuldigungen jenes Mannes entgegenstelle. Sie, Herr von Baumgart, scheinen den Berauschten zu kennen . . ."

„Ich weiß, daß er ein achtbarer Kaufmann ist."

„So sagen Sie ihm, er möge seinen Rausch ausschlafen und sich morgen, wenn er nüchtern, mit mir verständigen."

„Sie hören es, Herr Meier."

„Unterbleibt diese Verständigung, so bin ich gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die eklatant meine Ehre herstellen. Dies für heute mein letztes Wort. Kellner."

Franz sprang herbei.

„Sie befehlen, gnädiger Herr?"

„Champagner!"

„Bollinger?"

„Vom Besten. Zwei Gläser."

Hugo zog seinen Oberrock ab und reichte ihn dem

Kellner. Dann setzte er sich ruhig an den Tisch, zog eine Cigarre aus dem Etui und begann zu rauchen.

„Junger Freund", murmelte Ephraim, „ich weiß nicht, ob ich berauscht oder nüchtern bin ... Aber wann eine Aehnlichkeit existirt, so ist sie frappant, enorm, noch nie dagewesen. Jetzt kann ich nicht verhandeln, ich muß fort ... Erzählen Sie, was mir im Dampfwagen geschehen, erzählen Sie die Wechselgeschichte ... meine Frau hat ein schärferes Auge als ich, sie soll morgen entscheiden, wenn jener Herr nicht das Weite gesucht hat. Ich sende meine Frau, meine Friederike ... Und nun gute Nacht. Es kommt Alles ans Licht! Wo ist mein Mantel, meine Mütze?"

Er nahm die genannten Sachen auf den Arm und verließ den Saal.

„Kommen Sie zu mir, Freund!" rief Hugo.

Karl setzte sich zu ihm.

„Der gute Mann hat zu viel Wein getrunken."

„Wie haben Sie seine Bekanntschaft gemacht?"

„Auf der Reise."

„Ah, ein Reiseabenteuer."

Der junge Mann erzählte kurz das Zusammentreffen und das Benehmen des fremden Reisegefährten, der sich auf der letzten Station zu ihnen gesellt.

Hugo brach in Lachen aus.

„Also daher kommt der Groll des braven Mannes!"

„Verzeihen Sie ihm!" bat Karl.

„Ich möchte meinen Doppelgänger kennen lernen. Denken Sie sich, was mir im Theater passirte. Ich trete in die Loge, zu der ich mir ein Billet gekauft .... Da sitzt eine Dame, nicht ganz jung mehr, aber immer noch schön. Als sie mich erblickt, zittert sie wie ein Espenblatt. Nachdem ich gegrüßt, nehme ich meinen Platz ein. Die Dame kann sich kaum noch fassen, sie starrt mich regungslos an und beginnt zu weinen. „Was ist Ihnen?" frage ich theilnehmend. „Sind Sie krank?" Die Dame trocknet ihre Thränen und fragt: „Kennen Sie mich nicht? Wollen Sie mich nicht kennen, Herr von Baumgart?" Ich hatte Mühe ihr begreiflich zu machen, daß ich nicht der sei, für den sie mich halte; sie ward ruhiger, als ich ihr meine Karte überreicht hatte, die sie aufmerksam prüfte."

Auenheim erzählte weiter: „Während der ganzen Vorstellung behielt sie mich im Auge. Als der Vorhang fiel, flüsterte sie mir zu: „Verzeihung, ich habe Sie verkannt; Ihre Aehnlichkeit mit einem perfiden Manne ist so groß, daß ich darauf wetten möchte, Sie wären Herr von Baumgart. Hüten Sie sich vor Ihrem

Doppelgänger, er ist ein gefährlicher Mensch.“ Die Dame stieg an dem Portale des Theaters in einen Wagen und fuhr davon. Nun komme ich in den „Krebs“ ... Den Rest wissen Sie. Wahrhaftig, dieser Doppelgänger muß ein leichtsinniger und verwegener Patron sein: er betrügt die Frauen und borgt Geld, das er nicht zurückzahlt. Ich möchte ihn kennen lernen ... Obgleich Roué, ist er doch interessant. Ein Glück, daß ich im Stande bin, mich zu legitimiren; dieser Kaufmann ließe mich in Schuldhaft nehmen.“

Hugo scherzte über das Abenteuer, forderte seinen jungen Freund zum Trinken auf, trank selbst sehr fleißig und blies behäbig den Rauch seiner Havannah-Cigarre durch den Saal.

„Morgen mache ich Sie mit den mir befreundeten Offizieren bekannt!“ rief er aus. „Es müssen Ihnen Kreise geöffnet werden, die Ihrer würdig sind. Ein Edelmann darf nicht nach unten, er muß stets nach oben streben. Es lebe die Noblesse, es lebe die Ehre!“

Karl trank wenig, er hütete sich vor dem Rausche, der schon im Anzuge war; aber er blieb und hörte dem Edelmanne zu, der mit gewählten Worten über Noblesse und Ehre philosophirte. Man mußte ihn liebgewinnen, den geistreichen Schwätzer, der, wenn im Weine die

Wahrheit liegt, ein ehrenwerther, von den besten Grundsätzen beseelter Mann war. Wie vorsichtig und großmüthig beurtheilte er den Kaufmann, wie theilnehmend sprach er von der Dame, die offenbar ein Opfer der Treulosigkeit geworden ... Nein, dieser Mann könnte unmöglich derselbe sein, der den braven Ephraim mit so schwarzem Undanke belohnt hatte. Karl schloß sich ihm inniger an und bat ihn, er möge ihm ehrenvolle Bekanntschaften vermitteln. Hugo versprach es. Spät nach Mitternacht trennten sich die Freunde.

Der folgende Tag verfloß ruhig.

Hugo von Auenheim blieb bis gegen Mittag in dem Hotel, dann ging er aus. Ephraim Meier ließ Nichts von sich hören, vielleicht hatte er den Edelmann vergessen.

Karl durchstreifte die Stadt.

Er ging an den Fluß hinaus und betrachtete die Insel, auf der sein Großvater wohnen sollte, wie das Tagebuch sagte. Das trübe Wasser wälzte schon Eisschollen heran, die der Frost in der Nacht gebildet hatte. Ein Kahn oder eine Brücke ließ sich nirgends entdecken. Der junge Mann fragte einen Arbeiter, der den Weg am Ufer ausbesserte:

„Wie gelangt man zu jener Insel?“

Der Arbeiter blickte hinüber.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Wer bewohnt sie?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr.“

„Die Leute müssen doch mit der Stadt in Verbindung stehen.“

„Wohl möglich.“

„Gibt es nicht einen Kahn in der Nähe?“

„Nein; ich wenigstens habe noch keinen gesehen. Die Leute da drüben müßten einen haben, was ich glaube.“

„Es ist doch die Knorring-Insel?“

„Ja, so heißt sie.“

Mehr konnte Karl nicht erfahren.

Wäre auch ein Fahrzeug aufzutreiben gewesen, so hätte sich doch sicherlich kein Mann gefunden, der das Ruder geführt, da der Strom und das Treibeis die Fahrt gefährlich machten.

„Ich kann noch warten“, dachte Karl; „auf einige Tage mehr oder weniger kommt es nicht an.“

Die Kälte hatte rasch zugenommen, dicht am Ufer zeigte sich schon der Ansatz zu einer Eisdecke. Der Wind schnob gewaltig über die Wasserfläche, die sich unruhig und monoton rauschend fortwälzte. Karl nahm sich vor, an andern Orten Erkundigungen einzuziehen;

vielleicht wußte Friederike Rath. Er ging nach dem Hotel zurück und verbrachte den Rest des Tages in seinem Zimmer. Er fragte den bedienenden Kellner nach Herrn von Auenheim.

„Der Herr ist seit diesem Morgen abwesend," war die Antwort.

Die Zeit verfloß langsam.

Als die achte Stunde vorüber war, schlüpfte Karl in das Nachbarhaus gegenüber. Friederike empfing ihn wie Abends zuvor.

„Sie sind ein Mann von Wort!" flüsterte sie lächelnd.

Heute war sie in schwarze Seide gekleidet; statt des Häubchens trug sie eine dunkelrothe Bandschleife im Haare. Die gnädige Frau sah nicht übel aus, sie glich einer gealterten Jungfrau, die immer noch auf den Mann hofft.

Karl wollte ihr die Hand küssen.

„Nein, nein!" rief sie schalkhaft.

„Verzeihung, ich wollte Ihnen nur meine Ehrerbietung bezeigen."

„Davon bin ich überzeugt."

„Und meine aufrichtige Dankbarkeit."

„In der Stellung, die Sie mir gegenüber einnehmen, ist die Hand zu schlecht."

„Ihre schöne weiße Hand . . .“

„Hier ist meine Wange!“

Karl stutzte.

„Ich wage es nicht, gnädige Frau!“

„Sehen Sie, stolzer Edelmann; ist Ihnen diese nicht gut genug? Bin ich schon zu alt? Ich wollte Sie bevorzugen . . .“

Der junge Mann drückte ihr einen Kuß auf die fleischige rothe Wange.

„Sie haben es gewollt, gnädige Frau; ich überlasse Ihnen die Verantwortung, wenn ich die Dezenz verletzt habe.“

Friederike sah ihn verschämt an.

„Nein, mein Bester, Sie haben sich keiner Uebereilung schuldig gemacht, eben so wenig als ich einer Pflichtverletzung; ich bin eine Ehefrau ohne Mann, eine verheirathete Wittwe, ich bin Alles, nur keine glückliche Frau. Sprechen wir nicht davon, dieses Thema stimmt mich trübe. Ephraim ergötzt sich auf seine Weise, ich auf die meinige. Wir haben uns gegenseitig volle Freiheit des Handelns und des Denkens gegeben; so hat ein Jedes Genuß von dem Stückchen Leben, das uns von dem Schicksale beschieden ist. Ephraim langweilt sich bei mir, ich langweile mich bei ihm. Ist es

nicht besser, daß wir getrennt sind? Ich bleibe für mich, er bleibt für sich."

Gegen diese Logik ließ sich Nichts einwenden.

„Speisen wir!" sagte die Dame, sich verneigend.

Die Unterhaltung an diesem Abende trug zwar schon einen vertraulicheren Charakter als die gestrige, aber sie brachte dem jungen Manne weiter keine Enthüllungen, die er zu seinem Vortheile hätte verwenden können. Friederike war die liebenswürdigste Gesellschafterin und Wirthin; sie sprach viel und gut, weniger leidenschaftlich und mehr harmlos. Des Streites zwischen Herrn Meier und Auenheim erwähnte sie nicht, ein Beweis, daß Ephraim nicht davon gesprochen hatte. Karl hielt es für angemessen, die Affaire des alten Herrn nicht zu verrathen. Trotzdem leitete er das Gespräch auf Herrn Julius von Baumgart, den Schuldner des Kaufmanns. Friederike kniff die Lippen zusammen und seufzte, als ob es ihr Mühe verursachte, den Ausspruch zu thun: „Er ist ein leichtsinniger Patron, ein echter aristokratischer Roué, der kein Mittel verschmäht, sich Geld zu seinem lockern Leben zu verschaffen. Ich habe ihm seiner Herkunft wegen, er gab sich für den Bruder Ihrer Mutter aus, bei meinem Manne das Wort geredet . . . nun ernten wir den schwärzesten Undank. Der Mann

kam zu uns, als wir noch die Fabrik in der Provinz hatten und selbst nicht in den glänzendsten Verhältnissen lebten. Schweigen wir von der traurigen Geschichte, sie treibt mir das Blut in den Kopf. Nur Eins will ich Ihnen sagen: Der Reisende mit der Cigarre, der meinen Mann so schrecklich ärgerte, war derselbe, der uns Geld schuldet."

„Unerhört!" rief Karl.

„Ja wahrlich, es ist noch mehr. Ich erkannte ihn, als er die ersten Worte gesprochen; aber ich schwieg, um meinen Mann nicht zu reizen und das Aufsehen zu vermeiden. Der höhnende Abschiedsgruß hat freilich böses Blut erzeugt . . . Genug, den Undankbaren ereilt das Schicksal, er nimmt gewiß noch ein trauriges Ende, auch ohne unser Zuthun."

„Wissen Sie, ob Frau von Hohenstedt wirlich einen Bruder hat?"

„Ich kann es nicht behaupten; es ist mir nur so viel erinnerlich, daß ich diesen Herrn von Baumgart zwei- oder dreimal bei meiner Herrin angemeldet habe, die über den Besuch nicht sonderlich erfreut zu sein schien. Nach Jahren führte ihn ein Zufall auf unsere Fabrik . . . Ich interessirte mich für den Mann, der von seiner Schwester perfid verlassen worden, wie er

sagte, und so hat mich das Mitleid in die unangenehme Lage gebracht, die zu beobachten Ihnen Gelegenheit geworden."

Die arme Frau gedachte wirklich mit Verdruß des Betrügers, der sie für erhaltene Wohlthaten verspottet hatte.

„In den nächsten drei Tagen besuchen Sie mich nicht," sagte sie plötzlich. „O, wie gut, daß es mir einfällt ... Eine Freundin trifft zum Besuche bei mir ein ... Ich gebe Ihnen Morgens einen Wink durch das Fenster ... Nein, wir müssen ein anderes Zeichen verabreden ... Sehen Sie Mittags den großen Gummibaum am Fenster, so kommen Sie Abends ... ich werde, um ganz sicher zu gehen, ein weißes Band um das oberste Blatt winden ... Richtig, das weiße Band soll entscheiden. Nur wenn Sie dies sehen, besuchen Sie mich. Es könnte ja der Fall eintreten, daß die Freundin länger bleibt ... wer kann es wissen. Sie geben Ihre Wohnung im „Krebs" nicht auf ... verstanden? Geht es mit Ihrer Kasse zu Ende, so wenden Sie sich an mich ... Sie kommen schon in die Lage, daß Sie mir den Vorschuß zurückzahlen können. Ich verhelfe Ihnen zu dem Vermögen, das Ihnen gebührt ..."

Bei dieser Verabredung blieb es.

Karl versicherte ewige Dankbarkeit und nahm Abschied. Er mußte der kleinen Frau wiederum die Wange küssen, da sie den Kuß auf die Hand nicht dulden wollte. Zehn Minuten später trat er in den Saal seines Hotels. Heute unterhielt sich Herr Meier mit einigen Freunden, die gemüthlich ihr Gläschen tranken. Mit dem Schlage zehn entfernte sich die Gesellschaft.

„Ah, da sind Sie!" rief Ephraim beim Hinausgehen.

„Ich sitze schon lange hier, Herr Meier!"

„Wirklich? Sie warten wohl auf Ihren Freund?"

„Herr von Auenheim ist mein Freund nicht, ich kenne ihn nur oberflächlich . . ."

Der alte Herr lächelte zufrieden.

„Wahrhaftig?"

„Nicht mehr, als Sie ihn kennen."

Ephraim neigte sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Wählen Sie Ihren Umgang, seien Sie vorsichtig und halten Sie das Geld zu Rathe."

„Soll geschehen, Herr Meier."

„Gehen die Geschäfte gut?" fragte der Alte, indem er die Hand auf des jungen Mannes Achsel legte.

„Ich glaube, ja!"

„Das ist die Hauptsache; ohne Geschäft gibt es kein Leben. Müßiggang ist aller Laster Anfang . . . nun muß ich fort, um wieder in meine Gewohnheiten zu kommen. Bei mir geht Alles nach der Uhr. Gestern habe ich ein wenig über den Strang gehauen wie ein Pferd, das vom Hafer gestochen wird . . . Soll mir sobald nicht wieder passiren . . . Gute Nacht! Besuchen Sie mich, wenn Sie Zeit und Lust haben."

Ephraim setzte die Pelzmütze auf das Haupt und eilte hinaus.

„Ein seltsamer Mann!" dachte Karl. „Was er wohl mit diesen Rathschlägen andeuten will? Ob er mich wirklich für einen Geschäfsmann hält oder ob er ironisch gesprochen hat? Friederike wird mir schon Auskunft geben."

Hugo von Auenheim blieb diesen Abend aus; er kam erst spät in der Nacht zurück. Karl ging zu Bett; obgleich er müde, fand er doch nicht gleich die gewünschte Ruhe, sein Geist beschäftigte sich mit den ernsten Dingen, die er, fast ohne sein Bemühen, erfahren hatte. Erst spät am folgenden Morgen erwachte er. Nachdem er Toilette gemacht, öffnete er die Rouleaux. Es war kalt, eine dicke Eiskruste bedeckte die Fensterscheiben. In dem Hause des Kaufmanns herrschte schon reges

Leben, der Laden war geöffnet und vor dem großen Schaufenster flatterten die ausgehängten Gegenstände im mehr als frischen Morgenwinde. Es kamen und gingen auch schon Käufer, die von den Kommis empfangen und entlassen wurden. Herr Meier hielt streng auf Anstand und Höflichkeit. Die Welt hielt ihn für einen reellen Mann, der gute Waaren zu civilen Preisen lieferte. Karl spähete nach den Gewächsen, die an den gegenüberliegenden Fenstern standen . . . Der Gummibaum mit seinen großen dicken Blättern fehlte. Plötzlich trat Hugo ein.

„Ich kann nicht ohne Abschied von Ihnen gehen!" rief er schon an der Thür.

„Sie wollen fort?"

„Ich muß."

„Wer zwingt Sie?"

„Meine Verhältnisse, meine Freunde, mein Rang und Stand."

„Was heißt das?" fragte Karl erstaunt.

„Ich muß in ein Hotel ersten Ranges übersiedeln, da die Officiere Anstand nehmen, mich hier zu besuchen."

„Steht der „Krebs" in einem übeln Rufe?"

„Er ist ein Hotel dritten Ranges; ich wählte ihn,

weil ich Anfangs nicht glaubte, mich lange in der Stadt aufhalten zu müssen. Voraussichtlich werde ich den ganzen Winter hier bleiben. Besuchen Sie mich im „König von Holland", in dem ersten Hotel der Stadt. Kommen Sie oft, damit Sie Barone und Grafen kennen lernen . . . Ich übernehme es, Sie vorzustellen."

Karl mußte geloben, Wort zu halten. Auenheim drückte ihm innig die Hand und schied. Es lag etwas in dem Wesen Hugo's, das den jungen Mann gewaltsam fesselte. Der offene, stets freundliche Blick, die Herzlichkeit in seinen Worten und die nobeln Manieren konnten nur einem Manne angehören, der weder die Polizei noch sonst einen Menschen zu fürchten hat. Hugo war sicherlich jener Betrüger nicht, den Herr Meier in ihm zu sehen wähnte; es mußte eine unglückselige Aehnlichkeit existiren, die dem anständigen Manne Verlegenheit bereitete. Es lag dies nicht im Reiche der Unmöglichkeit, da Karl aus Erfahrung wußte, daß es zwei Menschen geben könne, die leicht zu verwechseln seien. Hätte er die Aussicht nicht gehabt, den Umgang mit Friederiken fortzusetzen, er würde sich nach dem Abzuge Hugo's vereinsamt gefühlt haben, trotzdem die Bekanntschaft mit ihm nur nach Tagen zählte.

Der Tag verfloß wie die vorhergehenden. Karl machte

seine Spaziergänge und suchte Erkundigungen über die Bewohner der Knorring-Insel einzuziehen. Seltsam, er fand Keinen, der ihm nähere Auskunft geben konnte. Die Insel schien ein vergessener Punkt in der Umgebung der Stadt zu sein, ein Fleck Erde, der durch Nichts Beachtung verdient.

Schon am zweiten Tage besuchte Karl den Freund; erstaunt betrat er das Hotel, das, dem „Krebs" gegenüber, ein Palast zu sein schien. Alles war großartig, nobel, brillant. Hugo bewohnte ein schönes Zimmer im dritten Stock, das die Aussicht über den Paradeplatz gewährte.

„Willkommen, willkommen!" rief er freudig. „Sie sind ein Mann von Wort, ein echter Edelmann, der hoch zu achten ist. Diesen Mittag speisen wir gemeinschaftlich an der Table d'hôte. Sie sind mein Gast."

Karl mußte die Einladung annehmen, obgleich er sich dagegen sträubte. Die Unterhaltung, die sich nun entspann, war lebhaft und in vielen Punkten vertraulich. Hugo, so berichtete er, erwartete einen Freund, der mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurückkehre. Bei diesem würde er ohne Zweifel den ganzen Winter bleiben müssen, da Herr von Köhler, so nenne sich der Freund, ihn lange nicht gesehen habe. Und nun schil-

derte Hugo ein Freundschaftsverhältniß, wie es edler und inniger nicht gedacht werden kann.

Eine Glocke rief zur Tafel.

Die beiden Freunde gingen hinab in den Speisesaal. Eine gewählte Gesellschaft von Officieren und Civilpersonen bewegte sich hier. Hugo stellte den jungen Freund verschiedenen Edelleuten vor als einen Herrn von Baumgart. Man grüßte ihn höflich, nahm aber sonst keine Notiz von ihm. Der junge Mann genoß zum erstenmale so feine Speisen, wie sie hier servirt wurden; er gewann dem aristokratischen Leben doch Geschmack ab. Hier herrschte ein anderer Ton als im „Krebs“; man sprach nicht von Börsenkursen und merkantilen Geschäften, die Unterhaltung drehte sich um Politik, um Theater, Konzerte und Bälle.

Der Eine rühmte die neue Oper, der Andere das Vollblutpferd des Grafen F., der Dritte die Schönheit einer Tänzerin, die in dem letzten Ballete zum erstenmale erschienen. Beim Dessert knallten die Champagnerflaschen; auch Hugo ließ von dem köstlichen Schaumweine kommen und trank mit seinem jungen Freunde, der sich in ungewöhnlicher Aufregung befand.

„Nun,“ fragte er, „wie gefällt es Ihnen hier?“

„Ach ja, die aristokratische Luft thut mir wohl; aber ich kann sie nicht täglich einathmen.“

„Warum nicht? Warum nicht?“

„Weil meine Revenüen die Deckung der Kosten nicht abwerfen.“

„Possen, ein Edelmann macht Alles möglich.“

„Wie, aber wie?“

„Ich unterstütze Sie!“

„Großmüthiger Freund!“

„Später findet sich eine reiche Partie . . .“

„Oh, oh!“ rief Karl erröthend. „Daran denke ich nicht.“

„Stoßen wir an!“ mahnte Hugo, der die Gläser gefüllt hatte.

„Auf was?“

„Auf Ihr Glück in der Liebe!“

„Ich habe in keiner Beziehung Glück,“ bemerkte Karl, nachdem er getrunken hatte.

„Das Glück, mein Bester, will gesucht sein; ich vergleiche es stets mit einer koketten Dame, der man den Hof machen muß, damit sie lächele und freigebig werde. Der Spießbürger ist freilich anderer Ansicht, er fühlt sich nicht wohl, wenn nicht Arbeit und Mühe ihm Schweiß erpreßt. O, es gibt noch andere Wege, gute

und ehrliche, auf denen man zu einem goldenen Ziele gelangt. Der Aristokrat steht hoch über der arbeitenden Klasse, er ist dazu bestimmt, die Gesellschaft in der edelsten Bedeutung zu repräsentiren. Was würde aus Kunst und Wissenschaft werden, wenn der Adel sie nicht beförderte? Der Sinn dafür geht in dem gewöhnlichen Tagewerke unter. Sie kennen nur den Landadel, der, Gott sei es geklagt, sich in materielle Speculationen einläßt . . . Den wahren Edelmann finden Sie in der Stadt, er versteht es, dem Leben die Poesie abzugewinnen, die zum Glücke des wahrhaft Gebildeten erforderlich ist."

Karl glaubte, sein Freund habe Recht.

Hugo glaubte sich beobachtet; er brach ab und wandte sich zu seinem Nachbar, um diesem einige verbindliche Worte zu sagen. Der größte Theil der Gäste hatte sich schon entfernt, nur Einzelne blieben zurück, den Kaffee zu trinken. Man rauchte und las die Zeitungen. Hugo fand den Artikel über den Doppelmord in dem Walde bei Hohenstedt, er las ihn laut vor. „Der unglückliche Jäger," schloß der Bericht, „ist spurlos in dem Strudel verschwunden; durch den Tod hat er sich einer Kriminal-Untersuchung entzogen, die unfehlbar schwere Folgen für ihn gehabt hätte."

Die in der Nähe sitzenden Gäste besprachen den Fall, dessen in allen Zeitungen erwähnt ward.

„Unerhört!" rief der Eine. „Da sieht man, wie verderbt unsere Jugend ist. Dieser Max Grote will sich verheirathen und bestiehlt den Forst . . . Dann erschießt er seinen Nebenbuhler und stürzt sich in den Fluß . . . ein raviater Kerl!"

„Hier finde ich einen anderen Bericht," rief ein dritter Gast; „der erschossene Jäger soll seinen jüngeren Kameraden verdächtigt haben, um ihm die Gunst des hübschen Gärtnermädchens zu entziehen, das er heirathen wollte. Die Untreue der verblendeten Geliebten hat ihn zum Morde und zum Selbstmorde getrieben."

Karl saß wie auf Kohlen während dieser Verhandlung; gern hätte er berichtigende Worte geäußert, aber er schwieg, um seine Erregung zu beherrschen. Es gelang ihm dies vollkommen, da er stets darauf gefaßt war, von dem tragischen Ereignisse zu hören.

Der erste Gast, ein graubärtiger Officier, warf die Bemerkung hin:

„Wenn der zweite Bericht die Wahrheit enthält, wonach der Jäger Franz seinen jüngern Kameraden um Ehre und Geliebte gebracht, so hat der Schurke sein

Schicksal verdient. Der Betrogene und Verleumdete hätte sich nicht in den Fluß stürzen sollen. Ich an seiner Stelle hätte das leichtsinnige Mädchen vergessen und wäre in die weite Welt gezogen, um anderen Orts mein Glück zu versuchen. Wie ist es denn mit dem Duelle, in dem einer der Duellanten bleibt? Der Sieger entflieht, um nicht dem albernen Strafgesetze anheimzufallen. Der junge Max Grote, wie er hier genannt wird, muß Ehre im Leibe gehabt haben, da er seinen verstockten Feind so energisch angegriffen. Er wäre vielleicht ein tüchtiger Mann geworden, wenn jener Schurke ihn nicht zur Verzweiflung getrieben hätte. Ich verdamme ihn nicht, ich beklage ihn."

Diese Worte trösteten den armen Karl; er nahm das Glas und leerte es in einem Zuge.

„Es kommt Alles auf die Anschauung an," fügte Hugo hinzu; „auch ich würde dem die Kugel durch den Kopf gejagt haben, der meine Ehre anzutasten wagt, und zwar auf eine so abscheuliche Weise. Was verliert die Welt an diesem boshaften Jäger? Nichts, mir scheint sie hat gewonnen, indem ein zu allen Schandthaten fähiges Subjekt unschädlich gemacht ist. Was meinen Sie, Herr von Baumgart?

„O, ich meine dasselbe!" rief Karl lebhaft. „Die

Ehre geht mir über Alles ... Wer sie antastet, ist mein Todfeind!"

Hiermit fand das Gespräch über diesen Punkt seinen Abschluß.

Nach einer Stunde trennten sich die Freunde.

Karl hatte Hugo so lieb gewonnen, daß er für ihn schwärmte; er hielt Alles, was dieser sagte, für die haltbarste Lebensweisheit, für das Resultat aristokratischer Erfahrungen. Der Ausspruch des Officiers erfüllte ihn zwar mit inniger Freude, aber er konnte doch die Befürchtung nicht unterdrücken, daß ein unglücklicher Zufall ihn verrathen könne. Er wünschte, daß die Stadt tausend Meilen weiter von Hohenstedt läge, daß ein Meer beide trennte. Und doch mußte er bleiben, um die Erbschaft anzutreten, ohne die er dem Elende preisgegeben wurde. Es waren drei Tage verflossen und immer noch zeigte sich der Gummibaum mit dem weißen Bande nicht; selbst Frau Meier war dem Beobachter unsicher geblieben. Sollte die kleine Frau Verdacht schöpfen und sich zurückziehen wollen? Sollte sie Nachforschungen angestellt haben, die ihren Entschluß geändert?

Abends fand er Herrn Meier wie gewöhnlich in der Weinstube; der alte Herr, der an seiner Gemüth-

lichkeit nicht verloren, trank, las die Zeitungen und plauderte. Seltsamerweise erwähnte er seiner Frau mit keinem Worte. Karl sah jeden Morgen nach dem gegenüberliegenden Fenster; von dem verabredeten Zeichen war keine Spur zu entdecken, auch Friederike zeigte sich nicht. Dieser Umstand mußte eine Bedeutung haben. Ohne Aufforderung wollte der junge Mann den Besuch nicht abstatten, und doch trieb es ihn, die Lösung des Räthsels zu erfahren. Nur mit Mühe konnte er es über sich gewinnen, unthätig zu bleiben. Fast täglich dehnte er seine Spaziergänge bis an den Fluß aus, um die Knorring-Insel zu betrachten. Er sah nichts als die kahlen Pappeln, einzelne mit Schnee bedeckte Dächer und einen hohen Zaun, der wahrscheinlich den Garten einschloß. Fragte er hier oder dort einen Vorübergehenden nach der Insel, so antwortete der Angeredete entweder durch Achselzucken oder: „Ich kenne die Insel nicht.“ Die starke Kälte ließ hoffen, daß der Fluß bald eine Eisdecke haben werde; die Ansätze, die sich neben den Ufern gebildet, näherten sich einander immer mehr, so daß in der Mitte nur noch ein schmaler Strom sich zeigte. Karl konnte es kaum glauben, daß in den unscheinbaren Häusern . . . solche nur konnten jene auf der Insel sein . . . ein Freiherr von Baumgart wohnte.

Mit Spannung sah er dem Tage entgegen, an dem das Eis ihm gestatten würde, einen Gang nach der Insel zu wagen.

Eines Abends suchte er Hugo in dem Hotel auf. Herr von Auenheim, hieß es, sei im Theater. Karl wartete bis gegen elf Uhr. Da kam der Edelmann.

„Mein Freund ist hier?" rief er.

„Welcher Freund?"

„Herr von Köhler."

„Ah, der erwartete?"

„Ich werde von morgen ab in seinem Hause wohnen."

„Und wir?"

„Nun, wir sehen uns von Zeit zu Zeit; ich komme zu Ihnen in den Krebs." Später verschaffe ich Ihnen Zutritt in das Haus des Herrn von Köhler ... Sie müssen ihn kennen lernen, den echten Kavalier ... Er kann ohne mich nicht leben und darum muß ich das Erbieten annehmen, einige Zimmer in seinem prachtvollen Hause zu bewohnen, so lange mich Geschäfte an die Stadt fesseln."

Um Mitternacht ging Karl durch die menschenleeren Straßen nach Hause; er fühlte sich recht einsam, seit er gehört, daß Auenheim nicht mehr zugänglich für ihn

sei. Und wer konnte wissen, ob Friederike wieder anknüpfte und ihm das Zeichen zum Besuche gab?

„Die Verhältnisse ließen sich so gut an", dachte er; „nun scheinen sie in Rauch zu verfliegen. Wohlan denn, so verlasse ich mich auf eigene Kraft und handle nach den Aufzeichnungen weiter, die ich in dem Taschenbuche vorgefunden. Ich bin kein Betrüger mehr, der Beweis liegt vor, daß ich ein Recht habe, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Auenheim kann mir wenig nützen, da er mit den Verhältnissen meiner Familie nicht vertraut ist, und Frau Meier . . . wir werden ja sehen."

Am nächsten Morgen stand der Gummibaum am Fenster; ein weißes Band schlang sich um die Krone desselben.

„Endlich, endlich!" dachte Karl. „Der Horizont klärt sich wieder auf, die Sonne der Hoffnung scheint."

Der Tag verfloß dem Harrenden langsam. Der Abend kam und mit ihm die ersehnte achte Stunde. Karl schlüpfte über die Straße, eilte die Treppe hinan und zog die Glocke. Eine Magd öffnete.

„Was beliebt?"

„Ist die gnädige Frau zu Hause?"

„Ja."

„Ueberreichen Sie ihr diese Karte. Ich werde warten.“

Die Magd ging.

„Was soll das heißen?“ dachte Karl, der auf dem matt erhellten Vorsaale stand. „Sonst hat mich die gute Frau selbst empfangen, heute tritt mir eine Magd entgegen, obgleich mein Besuch nicht unvorbereitet kommt ... Ich habe doch deutlich den Baum und das weiße Band gesehen, ein Zeichen, von dem nur Friederike wissen kann ... Sollte man mir eine Schlinge legen und mich in eine beschämende Lage bringen wollen?“

Die Magd kam zurück.

„Treten Sie ein, Herr von Baumgart! Die gnädige Frau ist zwar noch nicht ganz genesen, aber sie will Sie doch empfangen. Hier, in dieses Zimmer!“

Friederike, im schneeweißen Hauskleide, saß auf dem Sopha. Sie sah wirklich ein wenig bleich aus; vielleicht bewirkte dies die schneeweiße Toilette und der weiße Pelzkragen, den sie um die runden Schultern geworfen hatte. Aber ihre kleinen dunkeln Augen blitzten so hell und freundlich, daß man wohl annehmen durfte, die Krankheit sei völlig gehoben. Karl küßte ihr die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

„Nur das?“ rief sie in einem wahrhaft mütterlichen Tone. „Haben Sie vergessen, was ich Ihnen gesagt?“

„Gnädige Frau . . .“

„Undankbarer, ich meine es so gut mit Ihnen!“

Sie drückte schmollend den Kopf seitwärts in das Sophakissen. Karl, der sie verstand, drückte einen Kuß auf die linke Wange, die sich ihm zuwandte. Noch einige Augenblicke verblieb die Frau in ihrer Lage, dann fragte sie rasch:

„Haben Sie sich nicht nach mir gesehnt?“

„Gewiß, gnädige Frau; aber ich bekämpfte meine Sehnsucht, um Ihnen nicht ungehorsam zu werden. Täglich habe ich nach dem verabredeten Zeichen gespäht . . . es schimmerte kein weißes Band durch die Blumen . . .“

„Ich war krank, recht krank!“

„So gratulire ich zu Ihrer Genesung!“

„Armer Freund, Sie haben lange warten müssen. Ihretwegen ist es mir lieb, daß ich nicht gestorben bin.“

„Verehrte Frau . . .“

„Glauben Sie es nur, ich bin dem Tode nahe gewesen. Gott sei Dank, die Gefahr ist vorüber und ich kann nun wieder für Sie sorgen.“

„Wie gut Sie sind!“

„Wenn Sie es nur einsehen, dann bin ich schon zufrieden. Setzen Sie sich zu mir, wir wollen plau-

dern. O, ich habe Ihnen viel zu sagen, sehr viel! Obgleich ich das Zimmer nicht verlassen konnte, habe ich doch für Sie gewirkt. Fragen Sie nicht, wie dies geschehen, sondern hören Sie mir zu. Hier ist ein Glas Punsch, das ich für Sie bereitet habe . . . die Kälte muß entsetzlich sein, ich verspüre dies an meinen Fenstern, die erst gegen Mittag aufthauten. Trinken Sie, der Punsch ist exquisit . . ."

„Von Ihrer Hand bereitet . . ."

„Höchst eigenhändig!"

Friederike ging zu dem Ofen, in dem lustig ein Feuer prasselte und füllte zwei Gläser aus der kleinen Bowle, die in der Röhre stand; sie ließ dabei den großen silbernen Punschlöffel glänzen, dessen sie sich mit Feinheit und Grazie bediente. Auch der Präsentirteller war von Silber, auf dem sie die Krystallgläser kredenzte. Karl, obwohl kein Kenner, unterließ nicht, die üblichen Schmeicheleien zu sagen, die mit großer Genugthuung aufgenommen wurden. Die kleine Frau brachte auch feines Backwerk, das sie in silberner Schaale präsentirte. Es war Alles vorbereitet zu einem tête-à-tête, wie Friederike es zu lieben schien. Als sie wieder auf dem Sopha saß, flüsterte sie:

„Ich habe Sie so lieb gewonnen, daß ich Alles

thun möchte, um Ihre Zukunft festzustellen. Wie schlecht sind Sie behandelt, wie übel situirt! Ein Herr von Baumgart soll Schulmeister werden mit hundert Thaler jährlichen Gehalts und Sonntags bei den Bauern zu Mittag speisen . . . Sie kennen doch das Loos eines Jugendlehrers?"

„Man hat es mir oft geschildert. Aber was konnte ich dagegen unternehmen, da der Pastor Grote mich auf das Seminar geschickt hatte? Und wie lange lebte ich in dem Wahne, ich sei der Sohn des armen Landpredigers . . ."

„O, es ist unerhört! Man hat Sie schmählich um Ihre schöne Jugend betrogen, die Sie anders hätten genießen können. Und welche Aussicht haben Sie . . ."

„Mir ist der Gedanke gekommen, einen Advokaten anzunehmen."

Friederike erschrak.

„Einen Advokaten? Um des Himmels willen nicht."

„Warum, gnädige Frau?"

„Sie kommen aus dem Regen in die Dachtraufe, in eine sehr starke Dachtraufe! Ich kenne das aus Erfahrung... Wenn mein Mann das Wort „Advokat" hört, schneidet er ein Gesicht, als ob er sauern Wein getrunken hätte. Spricht man nun gar von einem Pro-

zesse, von dem sogenannten Rechtswege, dann bekommt er Krämpfe... Lassen Sie die Justiz aus dem Spiele oder Sie erreichen Nichts. Ich will Ihr Advokat sein, ich will Ihnen die Wege angeben, die Sie betreten müssen, um zum Ziele zu gelangen."

Der junge Mann hatte des Advokaten erwähnt, um nur etwas anzuführen, welches das Vertrauen der kleinen Frau stärken sollte; eine Untersuchung von Seiten der Behörde fürchtete er aus Gründen, denen wir nicht zu erwähnen brauchen. Die Abneigung Friederikens gegen einen Prozeß kam ihm zu statten.

„Wohlan", rief er, „ich gebe mich ganz in Ihre Hände!"

„Und Sie werden gut aufgehoben sein. Mir liegt daran, daß Sie zur Geltung und in den Besitz Ihres Vermögens gelangen."

„Meines Vermögens!" seufzte Karl.

„Zagen Sie nicht, ich weiß, was ich spreche und will."

Nun erzählte sie die Familienverhältnisse, die wir bereits kennen.

„Wie gut Sie unterrichtet sind!" rief Karl.

„Jedes meiner Worte ist wahr. Ihr Großvater lebt unter dem Namen Knorring auf jener verrufenen

Insel, die kein Mensch aufsucht. Der Mann ist halb verrückt, er duldet keinen Menschen in seiner Nähe, weil er fürchtet, bestohlen zu werden. Und was besitzt er? Einen enormen Schatz von Diamanten und kostbarem Geschmeide, das er liegenden Gründen vorzieht. Ich vermuthe nicht mit Unrecht, daß er seinen Reichthum bei sich aufbewahrt . . . Stirbt der alte Narr, was über Nacht geschehen kann, so ist es um den Schatz geschehen. Sie müssen zu ihm gehen und sich geradezu als seinen Enkel vorstellen. Es ist freilich schwer, über den Fluß zu kommen, da nur der Alte eine Verbindung mit der Stadt unterhält; ich glaube indeß, der Frost wird Ihnen bald eine Brücke bauen, die Sie sicher benutzen können. Soviel für heute. Daß Sie mir Alles berichten, was geschieht, versteht sich von selbst. Ich vermag Ihnen ja dann nur gut zu rathen, wenn ich die Entwicklung der Dinge kenne. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Mit Hand und Mund!"

„Abgemacht."

„Und nun eine Frage."

„Was ist's?"

„Nehmen wir an, daß mir das Glück günstig ist."

„Es wird Ihnen günstig sein, mein lieber Freund!

Nach Lage der Dinge müssen Sie Ihr Ziel erreichen!“

„Ich bin also am Ziele, das heißt, ich besitze das Vermögen meines Großvaters . . . Wem verdanke ich es?“

Friederike antwortete lächelnd:

„Freilich, zum großen Theile mir.“

„Und wie bezeige ich meine Erkenntlichkeit?“

Die kleine Frau wurde sehr ernst.

„Diese Frage zeigt allerdings von einem guten Gemüthe; aber ich wollte doch, Sie hätten sie nicht ausgesprochen.“

„Verstehen Sie mich recht, gnädige Frau!“

Sie streckte die kleine Hand aus.

„Beseitigen wir alle Mißverständnisse: Sie sehen, daß ich gut situirt bin und auf Vermögen nicht zu hoffen brauche. Geiz und Habsucht sind mir von jeher fremd gewesen . . . Hätte ich Sie nicht gefunden, ich würde geschwiegen haben, würde die Familie Baumgart ihrem Schicksale überlassen; aber die alte Anhänglichkeit an den zarten Knaben, der mit mir in Lebensgefahr geschwebt, treibt mich, meine Geheimnisse zu Ihren Gunsten zu verwerthen. Nicht einmal mein Mann kennt sie . . . Schließen Sie daraus, wie verschwiegen ich sein kann.“

„Und wie großmüthig!“

„Dafür fordere ich von Ihnen volle Offenheit, versagen Sie mir diese, so muß ich meine Hand von Ihnen abziehen.“

„Nein, nein!“ rief Karl lebhaft.

„Sie werden mir also stets genauen Bericht erstatten?“

„Ich verpfände mein Ehrenwort.“

„So sind wir im Klaren. Ich dagegen verlange nichts als Ihre treue und unwandelbare Zuneigung.“

Karl reichte ihr versichernd die Hand. Nun gab er den ersten Beweis von seiner Offenherzigkeit; er erzählte die Entstehung seiner Bekanntschaft mit Hugo von Auenheim.

Ein feines Lächeln umspielte den Mund der gnädigen Frau.

„Ich kenne ihn,“ flüsterte sie; „der Mann ist von gutem Adel und hat vornehme Bekanntschaften.“

„Rathen Sie mir die angefangene Bekanntschaft mit ihm fortzusetzen?“

„Gewiß! Durch ihn erlangen Sie Zutritt in höhere Kreise, was ich von Herzen wünsche. Sie sprechen in Ihrem Berichte die Vermuthung aus, Auenheim könne derselbe sein, der von meinem Manne Gelde geliehen . . .“

„Die Aehnlichkeit in Stimme und Haltung täuschte mich.“

„Ja, sie hat Sie arg getäuscht! Auch über Auenheim werden Sie mir stets erzählen, nicht wahr? Ich muß Ihren Umgang, ich muß alle Ihre Verhältnisse kennen, um zu rathen, zu warnen und zu handeln. Sehen Sie, mein lieber Freund, auf dieses Bekenntniß habe ich gewartet, denn Ihr Verhältniß zu Auenheim war mir bekannt. Nun weiß ich, daß Sie ein offener, ehrlicher Mann sind. Damit Sie aber auch begreifen, wie nöthig es ist, daß ich Alles erfahre, lasse ich Ihnen jetzt die erste Warnung zugehen: verrathen Sie Herrn von Auenheim nicht ein Wort von Ihren Bestrebungen, von Ihrer Vergangenheit oder Ihren sonstigen Beziehungen. Auch über mich dürfen Sie nicht sprechen . . . Nicht mich, Sie allein trifft der Nachtheil, der jedenfalls daraus erwächst. Jetzt komme ich zu einem andern Punkte. Besitzen Sie noch Geld? Erröthen Sie nicht, antworten Sie offen.“

„Ja, gnädige Frau.“

„Wieviel?“

Karl nannte die Summe, nachdem er den Inhalt seines Taschenbuchs geprüft hatte.

„Das ist nicht viel,“ meinte die Frau; „Sie werden sich einrichten müssen.“

„Ich habe mir bereits jenen Winterrock gekauft...“

„Sie werden sich einen guten Pelz anschaffen müssen, wenn die Kälte anhält und strenger wird.“

„Dazu reicht meine Kasse nicht aus.“

„So schieße ich vor; Sie werden mir das Geld zurückzahlen, wenn Sie ein reicher Mann sind.“

„Aber wenn ich arm bleibe, gnädige Frau?“

„Dann tragen Sie allein die Schuld! Unser Plan kann unmöglich mißlingen, wenn Sie meine Rathschläge bis in die kleinsten Details befolgen. Wie sind Sie zu dem Gelde gekommen?“ fragte Friederike, indem sie die Punschgläser füllte.

„Der Advokat Libau und der Doktor Senk hat mich mit Reisemittel ausgerüstet.“

„Ah, die beiden würdigen Herren! Haben Sie Ihnen Bedingungen gestellt?“

„Nein.“

„Trinken Sie, trinken Sie!“

Friederike gab dem Gespräche plötzlich eine andere Richtung, sie erzählte von ihrem Manne, der gute Geschäfte mache, beklagte ihr einförmiges Leben und nannte die Ehe ohne Liebe eine Hölle auf Erden. Schließlich ermahnte sie den jungen Freund, sich nur mit einem Mädchen zu verheirathen, und wäre es aus dem Bür=

gerstande, das er wahrhaft liebe; sie gab dabei zu erkennen, daß sie auch in dieser Richtung für die Zukunft ihres Schützlings zu sorgen den Willen und die Macht besitze. Dann mahnte sie zum Aufbruche, da ihr Ephraim bald zurückkommen müsse. Karl küßte ihr, wie vorgeschrieben, die Wange und ging. Auf dem Vorsaale flüsterte ihm Friederike zu:

„Sie kommen nur dann, wenn Sie das weiße Band an dem Stocke sehen!"

Lächelnd schloß sie die Thür hinter dem Gaste, der ihr grüßend zunickte und die Treppe hinabeilte. In dem Augenblicke, als er die Straße betrat, rief der Wächter die zehnte Stunde aus. Es war kalt, sehr kalt, die Leute, tief verhüllt, huschten wie Schatten vorüber. Jeder suchte so rasch als möglich das warme Zimmer zu erreichen. Der Punsch hatte Feuer in die Adern Karl's gebracht, sein Kopf glühete, er empfand die Kälte nicht. Sinnend blieb er an der Thür des Hotels stehen, die durch eine Gaslaterne beleuchtet ward.

„Mein Gott," dachte er, „wie hat sich mein Loos so wunderbar gestaltet! Wie wird es enden? Mir kommt Alles wie ein Traum vor, wie Gebilde einer zügellosen Phantasie."

Er sah zu den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses empor.

„Dort wohnt die Frau, die sich, mir unerklärlich so, lebhaft für mich interessirt! Hugo ist also nicht der Abenteurer, den ich in ihm vermuthet . . . Diese Friederike besitzt ausgebreitete Kenntnisse, ich glaube, daß ich ihr vertrauen darf.“

„Ah,“ rief eine Stimme, „ich glaube Herr von Baumgart treibt Sterngucckerei!“

Ein lautes Lachen folgte diesen Worten.

„Ich bin es, junger Mann, ich . . . Kennen Sie mich nicht?“

„Herr Meier!“ stammelte Karl verlegen.

„Ihnen zu dienen! Bei dieser Kälte stehen Sie auf der Straße!“

Ephraim trug einen großen Mantel, in den er sich fest eingewickelt hatte, und eine Pelzmütze, die bis tief in die Stirn hinabging.

„Ich überlegte, ob ich das Gastzimmer noch einmal betreten solle oder . . .“

„Ob Sie zu Bett gehen sollten?“

„Ja, Herr Meier!“

„Kann mir es denken. So will ich entscheiden: gehen Sie in das Gastzimmer.“

„Warum?“

„Gehen Sie, gehen Sie!“

„Des Weines wegen?"

„Sie sind ein schlechter Trinker, ich weiß es; aber der Gesellschaft wegen . . ."

„Wer ist dort?" fragte Karl, der an Auenheim dachte.

„Zwei reizende Mädchen! Hätte es nicht zehn geschlagen, ich wäre noch lange geblieben. Gehen Sie und sagen Sie mir morgen, wie Ihnen die jungen Damen gefallen haben. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" rief Karl ihm nach.

„Viel Vergnügen!" rief Ephraim, der schon auf der andern Seite der Straße war.

Dann hörte man die Hausthür schließen und Alles war still. Unten in der menschenleeren Straße sang der Nachtwächter sein Lied. Der schneidende Wind trieb den jungen Mann auf die Hausflur, wo er überlegend stehen blieb.

„Ich muß wissen," dachte er, „was Herr Meier meint."

Er betrat das Gastzimmer, das zugleich die Stelle des Speisesaals vertrat. Eine angenehme Wärme empfing ihn. Franz, der Oberkellner, grüßte freundlich und fragte im vertraulichen Tone:

„Befehlen Sie einen Schoppen von dem bewußten Rothen?"

Karl nickte.

Hätte er noch schwanken können, der erste Blick, den er in das lange Zimmer warf, würde ihn bestimmt haben zu bleiben. An dem noch gedeckten Tische saßen zwei junge Damen, die speisten. Neben ihnen, auf Stühlen, lagen Mäntel, Hüte, Tücher und kleine Reisetaschen. Beide waren in schwarze Seide gekleidet, beide hatten rosige Wangen, schneeweißen Teint und hellblondes Haar. Eine schwarze Bandschleife, die sie in den starken Haarflechten trugen, brachte den Beobachter auf die Vermuthung, daß sie trauerten. Eine unverkennbare Aehnlichkeit verrieth, daß sie Schwestern waren. Die jüngere mochte zwanzig, die ältere höchstens zweiundzwanzig Jahre zählen. Es wäre kühn gewesen entscheiden zu wollen, welche von ihnen die schönste sei. Beide waren gleich groß und schlank, beide hatten elegante üppige Körperformen, beide besaßen schön geschnittene feine Gesichter mit großen blauen Augen. Auf den Gruß Karl's dankten sie artig, aber kalt und vornehm. Man konnte nicht sagen, daß sich Trauer in ihren Zügen ausprägte, aber doch ein milder Ernst, eine Zurückhaltung, die

imponirte. Sie nahmen das Dessert ein und tranken Wein dazu.

Karl trat zu dem Oberkellner, der an seinem Pulte stand.

„Jene Damen sind Reisende?"

„Ja, mein Herr."

„Wann sind Sie angekommen?"

„Vor kaum einer Stunde."

„Werden sie hier bleiben?"

„Ja. Nummer zwei ist schon geheizt . . . dicht an Ihrem Zimmer," fügte Franz lächelnd hinzu.

„Haben sich die Damen schon in das Fremdenbuch geschrieben?"

„Nein."

„Schade, recht schade!" murmelte Karl.

„Bildschöne Damen!" flüsterte Franz. „Ich kann sie nicht genug ansehen. Herr Meier war dergestalt aufgeweckt, daß er sich lange mit ihnen unterhalten hat."

„Es ist wahr, es ist wahr!"

„Sie haben für acht Tage das Zimmer gemiethet."

„Wie, für acht Tage?"

„Vielleicht auch noch für länger . . . sie wußten es nicht genau."

„Sind die Damen allein gekommen?"

„Nur in Gesellschaft eines großen Koffers, der be-

reits in das Zimmer geschafft ist. Morgen früh werden wir wissen, wer sie sind."

Ein zweiter Kellner brachte den Wein.

Karl nahm seinen Platz an der gedeckten Tafel.

Je länger er die Damen, die ruhig speisten, beobachtete, wenn auch nur verstohlen, je schöner fand er sie. Es lag sogar eine gewisse Naivetät in ihrem Wesen, wenn sie die Köpfchen zusammensteckten und leise miteinander plauderten. Als sie einander zulächelten, zeigten sich reizende Grübchen in ihren Wangen. Wahrlich, das waren Engelsköpfchen, wie man sie in idealen Portraits, von Meisterhand geschaffen, findet. Karl hatte bisher Röschen für die erste Schönheit gehalten; diese Schwestern, und Schwestern mußten sie sein, konnten mit ihr wetteifern. Ihre einfachen und geschmackvollen Toiletten verriethen die Damen von Stande. Der Umstand, daß sie allein reisten, konnte die gute Meinung nicht beeinträchtigen, die ihre äußere Erscheinung sofort erweckte.

Jetzt erhob sich die ältere, um aus der Reisetasche, die auf einem Stuhle lag, ein braunes Kästchen zu holen. Welch eine herrliche, schlanke Gestalt rauschte um den Tisch! Die feine elastische Taille war zum Umspannen, während die Büste Formen zeigte, die man voll-

endet schön nennen konnte. Bei dieser Gelegenheit machten sich auch die zarten weißen Hände bemerkbar.

„Rosalie!" rief die jüngere, die auf ihrem Platze verblieb.

„Was willst Du, Adelheid?"

Der junge Mann wußte jetzt die Vornamen.

„Bringe mein Etui mit."

Rosalie neigte sich über die Taschen.

„Ich finde es nicht!"

Sie wandte sich, da stand sie, eine stattliche Jungfrau, eine echt aristokratische Erscheinung.

„Reizend, reizend!" dachte Karl.

Nun erhob sich Adelheid; sie hatte ganz dieselbe Gestalt, dieselbe Größe, dieselbe Fülle der Formen, obgleich sie jünger zu sein schien. Rasch und gewandt öffnete sie eine der Taschen und holte ein braunes Leder-Etui hervor, das sie triumphirend emporhob.

„Da ist es!"

„Wir haben zu viel kleines Gepäck," meinte Rosalie.

Beide gingen zu den Stühlen zurück.

Rosalie öffnete ihr Kästchen. Beide neigten sich und blickten hinein. Ihre Wangen berührten sich ... Adelheid legte ihren Arm um die Taille Rosalien's ..., dann küßte sie die Wange, die ihr zugekehrt war.

„Willst Du Dich wirklich davon trennen?“ fragte sie halblaut, als ob die Gäste sie durchaus nicht kümmerten.

Rosalie gab den Kuß zurück.

„Ich trenne mich ja nicht davon“, entgegnete sie so laut, daß Karl es deutlich verstehen konnte. „Was Du besitzest, gehört auch mir, mein Eigenthum ist Dein Eigenthum ... Und was uns noch wird, theilen wir schwesterlich ...“

„So muß es sein, so soll es sein, Du hast Recht!“

„Benutze, was Dir beliebt.“

„Vorausgesetzt, daß Du es ebenso machst.“

Beide betrachteten lange und schweigend den Inhalt des geöffneten Etuis. Karl glaubte zu bemerken, daß sich ihrer eine weiche Stimmung bemächtigte, daß selbst Thränen in Adelheid's Augen erschienen. Rosalie nahm die Sachen und legte sie in die Tasche zurück.

„Herr Kellner!“ rief Adelheid.

Franz sprang herbei.

„Sie befehlen, meine Dame?“

„Wir können wohl unser Zimmer beziehen ...“

„Es ist eingerichtet und geheizt; Sie haben nur zu befehlen.“

Beide warfen rothe türkische Shawls um die Schul-

tern und setzten nachlässig braune Sammthütchen mit schwarzen Federn auf das Haupt. Mäntel und Reisetaschen wurden dem Kellner aufgebürdet, der sich eilig entfernte. Vornehm grüßend, schwebten die Damen an Karl vorüber, der sich respektvoll erhob.

„Herr Meier hat Recht", dachte er; „diese Damen sind reizend schön! Aber was nützt es mir, wenn es gelingt ihre Bekanntschaft zu machen?"

Er versank in trübes Sinnen; die erste Liebe, die er trotz Röschen's Untreue im Herzen trug, ließ den Wunsch nach neuen Anknüpfungen sträflich erscheinen. Ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich seiner und die erste Geliebte trat deutlich vor seine Seele. Röschen war zwar keine blendende, aber doch eine Schönheit, die das Gemüth erfaßte. Wäre sie nur nicht so treulos, so tückisch gewesen! Die Lust, sie zu entschuldigen, regte sich auch jetzt wieder, wie schon oft; die wohl ersonnenen Verleumdungen des teuflischen Franz und die ehrgeizigen Bestrebungen der beschränkten Eltern hatten wohl den Sinn des arglosen Mädchens umstricken können . . . da legte er sich die Frage vor: wie würdest Du an Röschen's Stelle gehandelt haben? Die Antwort erfolgte sofort: Ich hätte mich nicht von ihr abgewendet, selbst wenn sie sich eines Vergehens schuldig

gemacht, ich würde mich sogar bemüht haben, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Das wäre wahre Liebe, echte Treue gewesen. Aber sie hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, die Wahrheit zu erforschen, sie hat den Anfeindungen willig ihr Ohr geliehen und mich ohne Weiteres aufgegeben. Wohin bin ich gerathen? Ach, ich weiß nicht, ob ich meine Lage preisen oder verwünschen soll.

Er trank hastig den Wein.

„Ich will mich betäuben!" flüsterte er vor sich hin. „Im Taumel will ich weiter gehen, wo Rückkehr und Stillstehen unmöglich ist. Ach, ich bin ein Todter unter den Lebenden . . . Franz!" rief er laut.

„Herr von Baumgart?"

„Mehr Wein, mehr Wein!"

„Mundet er Ihnen?"

„Er ist vortrefflich."

„Herr Meier ist Kenner, er weiß schon, was gut ist."

Der starke Punsch hatte die Aufregung hervorgebracht, die der Wein nun erhöhete. Der junge Mann befand sich in der Stimmung, mit Hugo von Auenheim die Nacht zu verplaudern und über das aristokratische Leben zu phantasiren. Hätte er gewußt, wo der Weltweise zu finden, er würde ihn aufgesucht haben.

Franz kam zurück.

„Die reizenden Damen!“ flüsterte er.

„Was ist's mit Ihnen?“

„Ich habe nie schönere Blondinen gesehen.“

„Sie bleiben also einige Tage in dem Hotel?“

„Ja, gnädiger Herr. Mich wundert, daß sie allein reisen.“

Karl hatte einen langen Zug aus dem Glase gethan.

„Warum sollten sie nicht?“ rief er aufgeregt.

„Für junge Damen ist es doch immer mißlich.“

„Bah, es wird Niemand wagen, ihre Tugend anzutasten.“

„Es scheint, daß sie Ihnen nicht gefallen.“

„O, ich besitze wohl Sinn für Schönheit, weiß gut zu unterscheiden . . .“

Franz neigte sich zu ihm und flüsterte:

„Ich begleite die Damen bis an die Treppe.“

„Weil Sie ein galanter Oberkellner sind, lieber Franz.“

„Da fragte mich die ältere Dame: wer ist der junge Herr, der in dem Zimmer sitzt?“

Karl richtete das Haupt empor.

„Das fragte die schöne Dame?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und Sie antworteten?“

„Herr von Baumgart, der bei uns wohnt. Da hätten Sie die Augen der Schönen sehen müssen; sie blickten sich verwundert, ich möchte sagen bestürzt an. Flüsternd erstiegen sie die Treppe, ich blieb zurück, weil ich hier den Dienst habe.“

„Nun“, fragte Karl betreten, „was schließen Sie daraus?“

Franz zuckte mit den Achseln.

„Ich glaubte, es sei Ihnen nicht unangenehm, dieses kleine Vorkommniß zu erfahren.“

„Sie haben wohl Recht; die Frage der jungen und schönen Dame deutet immer auf ein Interesse hin, das sie an mir nimmt. Wäre ich eitel, so müßte ich glauben . . . Nein, mein Name wird ihre Aufmerksamkeit erregt haben, nichts weiter. Vielleicht sind auch die Damen aus adeliger Familie.“

„Wir werden es morgen früh erfahren,“ meinte der Oberkellner. „Ich hätte den Reisenden heute schon das Fremdenbuch vorgelegt . . .“

„Warum haben Sie es nicht gethan?“

„Aus Galanterie, und dann, weil sie so spät angekommen sind.“

Franz hatte den wahren Grund nicht angegeben; er

wollte für den nächsten Morgen einen Vorwand haben, das Zimmer der Damen zu betreten, um sich mit ihnen unterhalten zu können, da auch er ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts war. Die beiden Reisenden hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, vorzüglich die ältere, deren herrlichen Wuchs er nicht genug bewundern konnte. Die Mittheilung, die er dem jungen Manne gemacht, war nicht erfunden, war nicht etwa eine fade Schmeichelei; Franz hatte die volle Wahrheit berichtet und wenn er die Mädchen in ihrem Zimmer hätte belauschen können, so würde er gehört haben, daß sie über Herrn von Baumgart noch Viel und Manches sprachen. Karl war der letzte Gast in dem Speisesaale; er zog sich zurück und betrat, sehr aufgeregt, sein Zimmer. Noch nie hatte er sich in einem ähnlichen Zustande befunden. Wie viel Gedanken, Vermuthungen, Hoffnungen und Befürchtungen strömten auf ihn ein. Röschen, das in Aussicht stehende Vermögen, der Adelsrang, Frau Meier, die Knorring-Insel, Hugo von Auenheim, die fremden Schönen, die über seinen Namen erstaunt... Alles dies drängte sich ihm gewaltsam auf wie Sonnenblicke, die das Herz erfreuen. Da zog aber auch eine schwarze Wolke heran, die den lichtvollen Horizont völlig verdunkelte .... Wenn Karl

als der Mörder des Jägers Franz ermittelt würde! Wie leicht konnte ein Zufall, der nicht vorherzusehen, der Behörde Anlaß zu Forschungen geben, die sie bis jetzt nicht angestellt? Wenn er in der Stadt erkannt würde, trotzdem er sich nach Möglichkeit entstellt hatte? Schützte ihn der Beweis, den er doch beibringen konnte, daß er wirklich Karl von Baumgart sei, vor der Strafe, die den Mörder trifft? Eine leise Vermuthung konnte das Gebäude seines sich gestaltenden Glücks untergraben und noch vor der Vollendung in einen Trümmerhaufen verwandeln.

„Was ist's denn weiter!" rief er unmuthig aus. „Ich bewahre nach Kräften meine Ruhe und Festigkeit, schreite auf dem betretenen Wege fort und reklamire meine Rechte; habe ich Unglück, so kann ich immer noch den Plan ausführen, der mich einst an den Rand des Strudels brachte. Friederike glaubt an eine Vorsehung . . . auch ich will daran glauben. Hätte sie gewollt, daß ich sterben sollte, so wäre es schon geschehen. Bah, es ist thöricht zu fürchten, da ich doch nur hoffen darf. So will ich denn hoffen und Alles versuchen, was zu dem glänzenden Ziele führen kann. Ich bin ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung, die mir schon durch verschiedene Zeichen zu erkennen gegeben,

daß ich in der Welt nicht überflüssig bin. Ein Verbrechen, das vom Vater auf die Tochter, von dieser auf den Enkel sich forterbt . . . Aber ist es denn auch ein Verbrechen? Wenn ich die Grundsätze Auenheims bedenke, der Alles billigt, was ein Edelmann zu höheren Zwecken unternimmt . . . Der Offizier, der sich billigend über meine That aussprach . . . Ich will ein Edelmann sein und werde nach den aufgestellten Grundsätzen handeln. Wer die Klugheit, nur um ehrlich zu sein, aus den Augen setzt, ist ein Narr, denn er wird es im Leben zu Nichts bringen. Und ich verfahre ehrlich, denn ich bin der echte Karl von Baumgart. Jener, der sich in den Fluß gestürzt, wäre ein Betrüger gewesen, wenn auch unbewußt . . ."

Er hatte sich entkleidet und legte sich zur Ruhe nieder. Der Schlaf stellte sich bald ein, da die genossenen starken Getränke ihre Wirkung ausübten. Es war sehr spät, als Karl am nächsten Morgen erwachte. Sorgfältig machte er Toilette; dann öffnete er die Rouleaux an den Fenstern. Die Scheiben derselben waren mit starkem Eise überzogen.

„Gut, recht gut," dachte Karl; „auch die Natur begünstigt meinen Plan. Die Kälte schafft die Bahn,

auf der ich zu dem Großvater gelangen kann. Es wird Alles gut gehen."

Noch einmal trat er vor den Spiegel.

Er war zufrieden mit der blendend weißen Wäsche, mit der Cravatte und der dunkelbraunen Seidenweste, auf der eine schwere Goldkette hing. Nun sah er nach der Uhr.

„Schon zehn vorüber! Ich werde mich künftig vor dem Trinken hüten."

Karl eilte hinab in den Speisesaal.

Einzelne Gäste frühstückten. Die fremden Damen befanden sich nicht unter ihnen.

„Gnädiger Herr!" flüsterte Franz, der schon auf seinem Posten war.

„Was giebt's?"

„Eine Neuigkeit."

„Nun?"

„Die Damen sind von hoher Abkunft."

„Ich habe es vermuthet."

„Von sehr hoher Abkunft."

„Haben Sie geforscht?"

Franz deutete auf das Fremdenbuch, das aufgeschlagen auf dem Pulte lag.

„Die ältere der Damen hat beide Namen eingetragen; sehen Sie nur die zierliche Handschrift!"

Karl trat rasch zu dem Pulte.

Er las:

„Rosalie von Schwarzenhagen, Adelheid von Schwarzenhagen.“

Karl starrte die Züge an, als ob er zur Bildsäule geworden.

„Was ist das?“ murmelte er.

„Sie sehen, daß ich Recht hatte“, bemerkte Franz, der neben ihm stand.

„Diese Namen . . .“

„Sind Sie Ihnen schon vorgekommen?“

„Ich glaube.“

„Zweck der Reise: Familienangelegenheiten.“

Karl starrte immer noch die zierliche Handschrift an.

„Schwarzenhagen!“ murmelte er.

„Ein schöner, echt adeliger Name.“

„Franz!“ fuhr der junge Mann auf.

„Gnädiger Herr?“

„Ich muß die Damen kennen lernen.“

„Wird Ihnen nicht schwer fallen, gnädiger Herr, da Sie bereits Interesse erweckt haben.“

„Die Schwestern bleiben also hier?“

„Mindestens einige Tage.“

„Das ist mir lieb, sehr lieb. O, die Damen sind

unvergleichlich schön!“ fügte Karl hinzu, um den Oberkellner glauben zu machen, daß er nur ihrer Schönheit wegen die Fremden kennen zu lernen wünsche.

„Vielleicht bleiben sie auch noch länger,“ bemerkte der Oberkellner. „Jedenfalls bleibt Ihnen Zeit genug, die erste Bekanntschaft zu machen . . . Sie sehen, daß unser Hotel sich eines guten Rufs erfreut . . . Der Adel sucht uns auf wie der Bürgerstand . . . Befehlen Sie das Frühstück?“

„Nein, nein! Und doch, ja . . . Bringen Sie mir das Frühstück! Kommen die Damen in den Saal?“

„Sie haben auf ihrem Zimmer gefrühstückt, einfach, sehr einfach. Vielleicht speisen sie Mittags an der **Table d'hôte**!“

Karl nahm erregt das Frühstück ein. Dabei las er in seinem Taschenbuche.

„Der Name ist derselbe, den ich im Gedächtnisse hatte!“ murmelte er. „Es ist aber immer noch nicht erwiesen, daß die Trägerinnen desselben in irgend welcher Beziehung zu mir stehen. Sie mögen wohl nicht in den glänzendsten Verhältnissen leben, da sie den „Krebs“ zum Absteigequartier gewählt haben und sehr einfach frühstücken . . . Wir werden ja sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Die Damen werden für mich

doppelt schön bleiben, wenn sie mir nicht gefährlich werden. Gut aber wird es sein, daß ich Friederike davon in Kenntniß setze."

Gegen elf Uhr traten die beiden Schwestern in den Speisesaal.

Beide hatten eine elegante und geschmackvolle Toilette gemacht; sie trugen dieselben Farben, denselben Stoff und denselben Schnitt ihrer Kleider und Mantillen. Muff und Pelzkragen waren zum Verwechseln. Rosalie, die ältere, führte das Wort.

„Hier ist der Schlüssel zu unserem Zimmer," sagte sie freundlich zu dem Oberkellner.

„Danke, gnädiges Fräulein."

„Sie wissen ohne Zweifel in der Stadt Bescheid . . ."

Franz verneigte sich.

„Ich glaube wohl."

„Wo wohnt der Advokat Doktor Klein?"

„Advokat Klein?"

„Man sagt, er zähle zu den ersten Rechtsanwalten der Stadt."

„Bitte, gestatten Sie mir einen Augenblick."

Der Oberkellner sah in dem Adreßbuche nach, das auf seinem Pulte lag. Dann schrieb er Straße und

Haus auf einen Zettel, den er, sich verneigend, den jungen Damen überreichte.

„Lassen Sie uns einen Fiaker holen!“ bat sie mit sanfter Stimme.

Franz ließ den Auftrag sofort ausführen.

Während dieser Zeit hatte Karl die jüngste der Schwestern, Adelheid, beobachtet; ihr Gesichtchen war fast noch kindisch und so zart, wie man es nur bei Blondinen findet. Schüchtern stand sie hinter der Schwester, neugierig die Einzelheiten des Saales prüfend. Sie senkte die Augenlider, wenn zufällig der Blick eines Gastes dem ihrigen begegnete. Rosalie dagegen war unbefangener, sie unterhandelte kurz aber höflich mit dem Kellner, der es, ein gewandter Mann, an Artigkeiten und Ehrenbezeigungen nicht fehlen ließ. Er fragte, um zu unterhalten:

„Werden die Damen zu Mittag bei uns speisen?“

Rosalie sah die Schwester fragend an.

„Ich glaube!“ antwortete Adelheid.

Und dabei röthete sich ihr ganzes Gesicht.

„Wenn Sie noch spezielle Befehle zu ertheilen haben . . .“

„Nein, nein!“

„So reservire ich den verehrten Damen zwei Plätze an der Table d'hôte.“

Ein Bursche meldete, daß der Fiaker angekommen sei.

Die Schwestern grüßten und verließen den Saal. Franz begleitete sie, um den Schlag des Wagens zu öffnen und dem Kutscher das Ziel der Fahrt zu bezeichnen.

Wunderbare Erscheinungen! dachte Karl. Man weiß nicht, welche von den beiden Schwestern vorzuziehen ist. Es liegt eine Noblesse in ihrem ganzen Wesen, die sie mehr vor lästigen Angriffen schützt, als die Begleitung eines Mannes.

Franz kam zurück.

„Die Kälte ist grimmig,“ meinte er. „Die Sperlinge erfrieren auf den Dächern.“

Dann trat er zu dem Gaste und flüsterte:

„Habe ich es so recht gemacht?“

„Was?“ fuhr Karl aus seinem Sinnen empor.

„Sie wissen nun, daß die Damen zu Tische kommen.“

„Ach ja, ich weiß es!“

„Richten Sie sich danach und versäumen Sie die Table d'hôte nicht. Ich werde dafür sorgen, daß Sie bei den Damen sitzen, denen es jedenfalls lieb ist, wenn sich Jemand Ihrer annimmt.“

Karl mußte lachen über die Dienstwilligkeit des Oberkellners. Wenn sie nur nicht den ersten Advokaten der Stadt aufsuchen wollten, diese reizenden Mädchen, die allein reisten. Für Karl, dessen Bestrebungen wir kennen, lag etwas Verfängliches in dieser Absicht; er dachte an die Knorring-Insel, die zu erreichen ihm bis jetzt unmöglich gewesen.

Es thürmen sich immer neue Hindernisse, selbst neue Gefahren auf! dachte er. Wenn diese Damen mit einem gewiegten Rechtsanwalte auftreten, müssen alle meine Bestrebungen ohnmächtig werden. Aber es frägt sich ja noch, ob sie in Erbschaftsangelegenheiten gekommen sind . . ., gibt es doch eine Menge anderer Fälle, welche die Hilfe eines Rechtsanwaltes nöthig machen.

In diesem Augenblicke trat Herr Meier ein.

„Mein Gott, ist das ein Winter!“ rief er aus. „Der Hauch erstarrt vor dem Munde und die Nase gefriert zu Eis. Franz, einen Morgenschoppen; ich muß ihn gegen meinen Willen trinken. Einen solchen Mangel an Wärme halten die Leute am Nordpol nicht aus. Von dem guten, Sie verstehen mich . . . von dem flüssigen Feuer, das die Adern durchströmt . . . Ach, Herr von Baumgart, wünsche den besten Morgen, der sich denken läßt.“

Er rieb sich die Hände und verneigte sich vor dem jungen Manne.

„Guten Morgen, Herr Meier!“

„Apropos, haben Sie gestern Abend noch die jungen Damen gesehen?“

„Ich habe sie gesehen.“

„Und?“ fragte Ephraim, pfiffig mit den Augen blinzelnd.

„Die Damen sind bildschön!“

„Nicht wahr? Nicht wahr? O, wäre ich fünfundzwanzig Jahre jünger!“ rief Ephraim, der aus der Hand des Kellners das gefüllte Krystallglas nahm und es gegen das Fenster hielt. „Kostbares Traubenblut, es erwärmt schon, während man es ansicht.“

Er that einen langen Zug.

„Oh, oh“, rief er, „wenn der Wein nicht wäre, es stände schlecht mit uns armen Menschenkindern.“

„Und schöne Frauen!“ fügte Franz hinzu.

„Schwätzer, müssen Sie denn die geheimsten Gedanken verrathen!“

Ephraim schlürfte behäbig lächelnd den Rest ein.

„Zur Strafe füllen Sie mir noch einmal das Glas! Das haben Sie von Ihrer Voreiligkeit, mein Freund.

Ich bin ein gerechter Richter und wäge genau die Strafe nach dem verübten Verbrechen ab."

Er setzte sich zu Karl.

„Mir scheint, junger Herr, Sie sind verstimmt; macht Ihnen eine der Schönheiten zu schaffen? Ja, die Liebe ist ein eigen Ding, ich habe es gründlich kennen gelernt. Als ich meine Friederike einmal gesehen, war ich verliebt bis über die Ohren. So etwas kann nur einem jungen Manne geschehen. Diese oder keine war mein Wahlspruch. Ich heirathete, nachdem verschiedene Hindernisse beseitigt waren, und fühlte mich glücklich wie ein indischer Nabob, der das Gold pfundweise ausgeben kann. Riekchen, so klein sie ist, war doch schön, pikant schön. In den ersten Monaten unserer Ehe waren wir ein Herz und eine Seele . . . nach und nach kam die liebe Gewohnheit dazu, und einige Jahre später stand ich unter dem Pantoffel . . . Ich duldete es, um Ruhe und Frieden zu erhalten. Nach zehn Jahren hatte ich den Teufel im Hause, den ich nur durch ein kolossales Phlegma bannen konnte. Wenn der Teufel tobte, las ich die Zeitungen und trank Wein dazu. Eine Viertelstunde später war der Friede hergestellt . . . Oh, meine Frau ist heftig, aber sehr gut. Freilich, wüßte ich sie nicht zu nehmen, so stände es schlecht mit mir . . .

Nun kommt die Nutzanwendung: Laß Dich durch ein schönes Lärvchen nicht verblenden, sondern prüfe den Charakter, ehe Du heirathest. Es gibt Wein, der prächtig aussieht, aber stark nach Galle schmeckt."

Franz präsentirte den gefüllten Pokal.

„Herr Meier, wissen Sie, wer die schönen Damen sind?"

„Blitz, wie kann ich das wissen!"

„Adelige Fräuleins."

„Habe ich mir's doch gedacht! Ja, es liegt doch etwas Eigenes in diesen Leuten! Wie heißen sie denn?"

„Rosalie und Adelheid von Schwarzenhagen."

Ephraim hatte getrunken.

„Das Alles ist gut und schön, es ist sogar vortrefflich; aber es gefällt mir nicht, daß zwei so blutjunge, auffallend schöne Mädchen allein reisen, mitten im Winter, wo man keinen Hund hinausjagt. Ich möchte wohl die Geschäfte kennen, die sie nach der Stadt treiben."

Der Oberkellner flüsterte ihm zu:

„Sie sind zu dem Advokaten Doktor Klein gegangen."

Der Kaufmann fuhr auf:

„Zu einem Advokaten? Und gerade zu diesem? Das ist kein gutes Zeichen! Werden die Damen verfolgt und

wollen sie Schutz bei diesem Manne suchen, so beklage ich sie; haben sie aber die Absicht, die sogenannte Rechtshilfe in Anspruch zu nehmen durch diesen Mann, dann mögen sie ihre Sache nur aufgeben, es kommt nicht ein Deut dabei heraus. Wehe dem, der einen Advokaten braucht. Wissen Sie, wer mein Advokat ist? Meine Frau, mein Riekchen. Auf die kann ich mich verlassen, die hat nicht nur das Mundwerk, sondern auch das Herz auf dem rechten Flecke. Ich habe ihr meine Angelegenheit mit dem Wechsel des Herrn von Baumgart übergeben . . . Es ist möglich, daß ich mich täusche; Riekchen bringt es schon heraus. Wehe ihm, wenn er der Rechte ist."

Ephraim leerte das Glas, reichte dem jungen Manne die Hand und ging.

Den Rest des Vormittags verbrachte Karl auf seinem Zimmer. Er hoffte, daß Ephraim seiner Frau von dem Fräulein von Schwarzenhagen erzählen und daß Friederike, um darüber zu sprechen, das weiße Band ausstecken würde; der Gummibaum kam nicht zum Vorschein. Endlich schlug es eins. Die Glocke rief zur Mittagstafel. Als Karl auf dem Korridor trat, öffnete sich die Thür nebenan. Die beiden Damen, immer noch in schwarzen Seidenkleidern, überschritten die

Schwelle; sie stutzten, als sie den jungen Mann erblickten, dankten aber doch freundlich auf den ehrerbietigen Gruß desselben. Die Kälte hatte die feinen Gesichter frisch geröthet, sie sahen noch schöner aus als zuvor. Die rothen Shawltücher, die sie fest um die Schultern gezogen, zeichneten deutlich die eleganten Formen ab. Da sie keine Hüte trugen, ließ sich das schwere blonde Haar erkennen, das in glänzenden Flechten zusammengelegt, durch ein schwarzes Band geschmückt ward. Der Hals war weiß wie Elfenbein. Rasch schwebten die jungen Damen die Treppe hinab.

Mein Gott, dachte Karl, mich beschleicht ein eigenes Gefühl bei dem Anblicke dieser Schwestern, ein Gefühl, das ich eine Ahnung nennen möchte... Ach, ich glaube, sie werden mir noch entgegentreten, werden mich vielleicht zu Grunde richten. Meine Lage wird gefährlich! Nein, nein, nein, ich weiche nicht zurück, ich muß durchdringen, die Pflicht der Selbsterhaltung fordert es.

Er mußte doch einige Augenblicke stehen bleiben, um seine Erregung zu bekämpfen. Dann ging er hinab und trat so unbefangen als möglich in den Speisesaal. Die Tafel war heute völlig besetzt; nur neben Rosalie befand sich noch ein leerer Platz. Franz hatte seine Sache gut gemacht. Der Gast mußte sich dort nieder=

lassen, er konnte nicht anders. Rosalie zog verlegen das Kleid zurück, als Karl die Hand an den Stuhl legte.

„Der Platz ist beengt.“

„Immerhin!“ flüsterte sie.

„Wenn ich dem Fräulein lästig werde . . .“

„Ich bitte, mir bleibt Raum genug.“

Rosalie rückte näher an die Schwester, die neben einem feinen alten Herrn mit schneeweißen Haaren saß. Dieser richtete sich freundlich ein, um es seiner Nachbarin bequem zu machen. – Dann kam die Suppe, die Franz, verschmitzt lächelnd, präsentirte. Die Unterhaltung war eben nicht lebhaft, nur Bekannte sprachen leise miteinander. Adelheid und Rosalie sahen niedergeschlagen aus, sie unterhielten sich nur durch Blicke. Vielleicht hatte ihnen der Advocat schlechte Aussichten eröffnet. Karl stellte seine Betrachtungen darüber an, er wußte nicht, ob er die Damen bemitleiden oder, da er in diesem Falle im Vortheil war, sich freuen sollte. Die Schwestern genossen wenig von den Speisen; sie entfernten sich schon nach dem zweiten Gerichte.

„Sie sind unverkennbar traurig gestimmt,“ dachte Karl; „könnte ich nur die Gründe erfahren, die sie zu dem Advocaten führen. Ich muß heute noch Friederike sprechen, es koste, was es wolle.“

Die Speisen mundeten ihm nicht; aber er trank hastig von dem Weine, um sich zu erregen und die Verstimmung zu verscheuchen.

Bald war er in seinem Zimmer allein; er sah nach dem Fenster gegenüber . . . Da schimmerte das weiße Band an dem grünen Gummibaume . . .

„Ah," dachte Karl, „Ephraim hat schon geplaudert! Der Bote ist zuverlässig, da er nicht schweigen kann. Die Unterredung, die Friederike ankündigt, wird sich ohne Zweifel um die Schwestern drehen, ein Beweis, daß sie mir nicht gleichgültig sein dürfen. Die reizenden Mädchen suchen mir mein Erbe streitig zu machen . . . sie waren höchlich erstaunt, als der Oberkellner meinen Namen nannte . . . jetzt kenne ich den Grund dieses Erstaunens. O, wie wird es enden! Ich kann von Glück sagen, daß ich Frau Meier gefunden habe, die mir helfend zur Seite steht. Ach, vielleicht jage ich einer Chimäre nach, vielleicht ist jener Knorring gar nicht der Mann, den ich suche. Wie wird mein Schicksal sich gestalten, wenn ich arm bleibe?"

Er mußte hinaus ins Freie, die Mauern des Zimmers wurden ihm zu enge. Eine halbe Stunde später betrat er die Straße, die der Quai genannt wurde. Rechts zog sich eine lange Häuserreihe hin, links, abge=

grenzt durch ein starkes Steinufer, rauschte der Fluß. Karl ging so weit, bis er sich der Insel gegenüber befand. Sie bot immer noch denselben traurigen Anblick; einige alte Ziegeldächer ragten aus der starren Pappelgruppe empor, trostlos und öde. Dem Schornsteine entquoll eine Rauchsäule, die rasch von dem scharfen Winde zerstört wurde. Der oberste Theil der Insel, dem Strome entgegen, war kahl; er glich einer zerrissenen Erdscholle, die schutzlos den Wellen ausgesetzt ist.

„Und hier,“ dachte Karl, „soll der reiche Edelmann wohnen! Ach, möglich ist es schon, da der Alte nicht recht bei Sinnen sein soll.“

Nun betrachtete er die sich bildende Eisdecke. In der Nähe der Ufer mußte sie schon haltbar sein, auch war sie nach der Mitte hin schon ziemlich weit vorgerückt. Aber immer noch zeigte sich ein breiter Strom, der in der Nachmittagssonne glitzerte. An eine völlige Verbindung der beiden Ufer war noch nicht zu denken. Karl schüttelte besorgt das Haupt; ob wohl je sich eine Straße für ihn bahnte, daß er endlich Gewißheit über sein Schicksal erlangen konnte? Alles kam auf den Empfang an, den er bei dem alten Knorring finden würde. Wiederum

fragte er einen Landmann, der, aus der Stadt kommend, vorüberging.

„Wie gelangt man wohl nach jener Insel?"

Das Bäuerlein blieb stehen.

„Ja, lieber Herr, wenn ich das wüßte, würde ich es Ihnen gern sagen."

Daran ließ sich bei der Gutmüthigkeit, die das Gesicht des Alten ausdrückte, nicht zweifeln.

„Giebt es denn keine Brücke?"

„Weder Weg noch Steg."

„Die Bewohner müssen doch nach der Stadt . . ."

„Ja wohl, das müssen sie; im Sommer habe ich schon einen Kahn gesehen, der von drüben herfuhr; wie es jetzt im Winter ist, weiß ich wahrlich nicht. Jenseits der Insel ist der Fluß ebenso breit, vielleicht noch breiter als hier."

„Kennen Sie zufällig den Mann, der da drüben wohnt?"

„Nein, mein lieber Herr. Das Dorf, in dem ich wohne, liegt eine halbe Stunde weit am Flusse . . . Wir wissen nur, daß jene die Knorring-Insel ist. Weiter hinauf liegt noch eine Insel, zu der eine Fähre geht."

Karl beschenkte den Mann mit einem Geldstücke, das Bäuerlein sah zu ärmlich aus.

„Ich danke, lieber Herr! Gott segne Sie dafür!" Er ging rasch weiter.

„Wahrlich," dachte der junge Mann, „der Segen Gottes ist mir sehr nöthig; möge er mir werden! Bin ich doch der rechte Karl von Baumgart, der rechte Erbe des Vermögens, das ich suche. Was kümmern mich denn die Schwestern, die vielleicht nach einem ganz andern Ziele streben?"

Der schneidende Wind trieb ihn von dem Ufer fort. Er betrat die erste Gasse, die sich in der Häuserreihe zeigte, um Schutz zu gewinnen. Diesen Theil der Stadt kannte er noch nicht. Obwohl die Häuser neu, waren sie doch klein und dürftig gebaut. Fenster reihte sich an Fenster, ein Beweis von der Speculation der Besitzer. Bald zeigte sich ein freier Platz, der rings mit Bäumen besetzt war. Jenseits dieses weiten Platzes zeigten sich große, palastähnliche Häuser mit stattlichen Fenstern und Balkons. Hier wohnten die Aristokraten, die Geld- und Börsenleute. Karl staunte die Großartigkeit der Gebäude an, die eine breite, mit Trottoir versehene Straße bildeten. Hier schien eine andere Luft zu wehen, ein anderer Geist zu herrschen. Vor

jenem Hause hielt ein prächtiger Wagen, dessen Fenster mit grünen Seidengardinen geschlossen. Der Kutscher und der Bediente, beide in riesige Pelze gehüllt, standen plaudernd daneben. Die glänzenden Pferde trugen kostbare Winterdecken.

„Die Herrschaft kommt!" rief der Bediente.

Er riß den Schlag auf.

Der Kutscher schwang sich auf den Bock.

Aus der Thür des großen Hauses traten ein Herr und eine Dame.

„Auf Wiedersehen, Herr von Köhler!" rief eine Stimme aus dem Hause.

Der Herr im Pelze verneigte sich nach der Thür zu.

Die Dame, tief verschleiert, schlüpfte in den Wagen.

„Ich werde Sie demnächst bei mir empfangen, Herr von Lanski?"

„Freue mich unendlich auf die Ehre!"

Die Thür ward geschlossen.

Der Herr, ein noch junger Mann, stieg ein; der Wagen rollte federleicht davon. Dies Alles war in kaum einer Minute geschehen.

„Herr von Köhler!" murmelte Karl, der langsam weiter ging. „Auenheim nannte diesen Namen als den seines Freundes . . . er wird derselbe sein. Mein

Gott, hat nicht ein Herr von Köhler Hohenstedt gekauft? Der neue Besitzer ist dort zwar nicht bekannt, er hat mich, ich habe ihn nie gesehen ... Nein, wir werden uns nicht erkennen. Wie auch sollte er auf die Vermuthung kommen, daß ein Herr von Baumgart Jäger in seinem Forste gewesen ... Nein, ich habe Nichts zu fürchten."

Rasch setzte er den Weg fort.

Die breite Straße mündete wiederum auf einem Platze aus. Ein großes Haus bildete die Ecke der Straße und des Platzes. Ueber der Thür stand in großen Goldbuchstaben „Café Français". Karl mußte sich erholen, der Frost schüttelte ihn, sein Gesicht brannte.

„Dies Kaffeehaus," dachte er, „kann Jeder besuchen, der im Stande ist zu zahlen. Auch mir steht es offen, ich besitze noch so viel Geld, daß ich eine Tasse Kaffee nehmen kann, ohne zu verschwenden."

Er stieg die drei Stufen der eisernen Treppe hinan, schritt durch das Vorzimmer und betrat einen glänzenden Saal, in dem an kleinen Tischen Gruppen von Offizieren und Civilpersonen saßen; hier und dort schimmerten auch Damentoiletten. Karl war wie geblendet von dem Luxus, der sich hier entfaltete. Die zierlichen Säulen, welche die Decke trugen, waren ver=

goldet; Gold zeigte sich an den Wänden und an den Möbeln, deren Sitze mit dunkelrothem Plüsch überzogen. Das Büffet war reich und verlockend. Zwei schöne Mädchen versahen den Dienst in diesem Büffet, sie verabreichten graciös die verlangten Konfitüren und Getränke. Junge Offiziere richteten freundliche Worte an sie, die freundlich erwidert wurden. Eine aristokratische Stille herrschte in diesem kostbaren Raume, von dem gewöhnlichen Getöse der Restaurants war nichts zu bemerken. Die Gäste flüsterten und zischelten nur.

Hier spielte man Domino, dort Schach. Keiner der Gäste rauchte; die Luft war mild und wohlriechend wie in einem Damenboudoir. Es war ein köstlicher Raum, der den von der Kälte erstarrten Karl umfing. Eine liebliche Aufwärterin brachte ihm den verlangten Kaffee.

„Schach!“ sagte eine Stimme in unmittelbarer Nähe des jungen Mannes.

Die Stimme kam ihm bekannt vor; er sah zur Seite . . . da saß Hugo von Auenheim vor dem Schachbrette.

„Ich bin besiegt“, fügte der Offizier hinzu, mit dem Hugo spielte. „Du bist in allen Sätteln gerecht,

ein Mann wie er sein muß. Erlaube mir, daß ich nun ruhe."

„Erschöpft Dich das Spiel?"

„Mit einem Gegner, wie Du bist, allerdings."

„Stärken wir uns durch ein Glas Punsch."

Hugo schob das Schachbrett zurück und sah empor.

„Wie", rief er, „Herr von Baumgart, Sie sind hier? Willkommen, willkommen!"

Er ging zu ihm und reichte ihm die Hand.

„Der Zufall führte mich in dieses Etablissement."

„Ein überaus glücklicher Zufall."

„Ich hätte Sie längst aufgesucht, wenn ich gewußt hätte . . ."

„Ob es mir angenehm ist."

„Nun ja!" antwortete Karl.

„Geben Sie sich dieser thörichten Anschauung nicht hin, mein lieber Freund."

„Da Sie bei einem Freunde wohnen . . ."

„So kann ich doch nach Belieben Besuche empfangen."

„Außerdem wußte ich das Haus nicht zu finden, das ich in Ihrer Gesellschaft einmal flüchtig gesehen."

Der Offizier ging, da er noch Dienst hatte; Hugo blieb bei seinem jungen Freunde, über dessen Wiedersehen er sich herzlich freute.

„Freund von Köhler wäre bei mir, aber er macht mit seiner Frau die üblichen Besuche.“

Karl beschrieb die Equipage, die er gesehen.

„Dann haben Sie Eduard von Köhler gesehen, einen der reichsten Aristokraten unserer Stadt. Seine junge Frau ist reizend, liebenswürdig im höchsten Grade. Sobald es thunlich erscheint, führe ich Sie bei ihm ein... das junge Ehepaar sehnt sich nach Ruhe und Einsamkeit . . . Geduld, ich sorge schon für Sie. Hat sich im „Krebs“ Neues ereignet?“

Herr von Baumgart schilderte die beiden Schwestern, die angekommen waren.

„Sie sind ja Feuer und Flamme, mein Bester!“ rief Hugo lachend.

„Ich habe selten so schöne Damen gesehen.“

„Und sie reisen allein?“

„Ganz allein.“

„Das ist auffallend.“

„Die Damen sind so decent, so anspruchslos, daß Niemand es wagen wird, sich ihnen aufzudrängen.“

Hugo lächelte.

„Unerfahrener Jüngling! Jede Festung ist einnehmbar, sei es durch List, sei es durch Uebermacht . . .

warum sollte es nicht ein Mädchen sein. Wie heißen denn die Schönen?"

„Rosalie und Adelheid."

„Schönklingende, aristokratische Namen."

„Die Schwestern gehören auch einer Adelsfamilie an."

„Wie?"

„Ist Ihnen die Familie von Schwarzenhagen bekannt?"

Auenheim stutzte.

„Schwarzenhagen?" wiederholte er.

„Unter diesem Namen haben sich die Damen in das Fremdenbuch eingetragen."

Karl beobachtete den Freund, der plötzlich sehr ernst geworden war.

„Allerdings kenne ich diese Familie," murmelte er leise; „sie ist gefürstet . . ."

„Nicht möglich!" flüsterte Karl.

„Mich wundert, daß sie im „Krebs" abgestiegen sind. Was in aller Welt kann die jungen Damen zu einer Reise bewogen haben, mitten im Winter, bei einer sibirischen Kälte . . ."

„Ich hörte, daß sie nach der Wohnung des Advokaten Doktor Klein fragten, zu dem sie auch in einem

Fiaker fuhren. Mittags bei der Tafel sah ich sie wieder; sie schienen sehr verstimmt zu sein."

„So!" rief Hugo, der seine Unbefangenheit wiedererlangt hatte. „Rosalie und Adelheid von Schwarzenhagen! Die Damen werden Aufsehen machen, wenn sie sich zeigen . . . die Familie, einst groß und geachtet, ist übrigens arm, sehr arm."

Ein Bedienter erschien an der Thür; er sprach mit einer der Kellnerinnen. Dann sah er durch den Saal und kam auf Auenheim zu.

„Gnädiger Herr!"

„Was bringen Sie mir, Karl?"

„Herr von Köhler ist soeben nach Hause zurückgekehrt."

„Schon?"

„Er läßt Sie dringend bitten, sogleich zu ihm zu kommen."

„Grüßen Sie den gnädigen Herrn, ich würde nicht warten lassen."

„Verzeihung, ich habe den Wagen mitbringen müssen."

„Das ist anders; gehen Sie, ich folge sogleich."

Der Bediente entfernte sich. Hugo flüsterte seinem jungen Freunde zu: „Da haben Sie's; Köhler kann nicht eine Stunde ohne mich sein... Ich wollte mich,

während er Besuche machte, hier amüsiren . . . jetzt schickt er schon den Wagen. Achten Sie auf die Schwestern Schwarzenhagen . . . hier ist meine Adresse . . . Er zog eine Karte hervor und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf . . . Erstatten Sie mir so oft als möglich Bericht . . . es ist vielleicht zu Ihrem Vortheile. Adieu, Adieu!"

Auenheim war verschwunden. Karl trat zu dem Fenster . . . Da sah er, daß Auenheim in denselben Wagen stieg, den er, Karl, vor dem großen Hause gesehen hatte. Das waren dieselben Bedienten, dieselben stattlichen Pferde mit den kostbaren Decken. Wie im Fluge rollte der elegante Wagen über den weiten Platz; schon in der nächsten Minute hatte er sich den Blicken des Beobachters entzogen. Das Vertrauen, das Karl in den Freund setzte, ward durch diesen Umstand gekräftigt. Wer sich der Freundschaft des reichen und ohne Zweifel auch geachteten Herrn von Köhler erfreute, mußte gewiß ein braver Mann sein. Karl beobachtete noch eine halbe Stunde das aristokratische Leben und Treiben in dem ersten Kaffeehause der großen Stadt, dann trat er den Rückweg nach seinem Hotel an. Es war schon dunkel, als er dort ankam. Die Fenster des Zimmers, in dem die Schwestern wohnten,

waren erleuchtet, Karl sah es von der Straße aus. Auch in Friederikens Zimmer brannte Licht. In dem Verkaufsladen des Erdgeschosses schwang Gott Merkur sein Scepter noch . . . Ephraim selbst half die Kunden bedienen, die in langer Reihe an dem Ladentische standen, um erwärmende Bekleidungsgegenstände zu kaufen. Die starke Kälte brachte dem Geschäfte Nutzen. Wahrlich, der arme Mann mußte sich weidlich abplagen, um den Käufern seine Waare anzupreisen. Nach dieser Herkulesarbeit ging Herr Meier eine Viertelstunde früher in den „Krebs," wo er ein Schöpplein mehr trank als gewöhnlich. Die durch Arbeit absorbirte Kraft mußte ersetzt werden. Fünf Minuten nach acht Uhr stand Karl an der Thür der Nachbarin; heute zog er zagend an dem Griffe der Glocke, denn er fürchtete ernste Dinge zu erfahren. Die kleine Frau selbst öffnete. In dem warmen Zimmer erst brach sie ihr bedeutungsvolles Schweigen.

„Mein Mann hat mir eine wunderliche Nachricht gebracht."

„Die Schwestern von Schwarzenhagen . . ."

„Ganz recht. Ist es denn auch wahr?"

„Zweifeln Sie nicht daran, gnädige Frau."

„Der gute Ephraim schwatzt oft Dinge, die er nicht

verantworten kann. Die jungen Damen, deren Schönheit er nicht genug zu preisen weiß, haben ihm geradezu den Kopf verdreht. Er spricht nur von den beiden reizenden Blondinen, die ihm wie wahre Engel vorgekommen wären."

Karl ergriff bittend die kleine Hand der Frau.

„Sagen Sie mir offen, was Sie davon halten?"

„Die Schwarzenhagen sind mit den Baumgarts verwandt."

„Das habe ich mir gedacht."

„O, lieber Freund, lassen Sie den Muth nicht sinken. Die Damen mögen immerhin einen Advokaten aufgesucht haben, es fragt sich dennoch, in welcher Absicht. Durch meine frühere Stellung bin ich in mancherlei Verhältnisse eingeweiht . . . so weiß ich, daß Ihr Großvater, wir wollen ihn Knorring nennen, eine Prinzeß von Schwarzenhagen geheirathet hat, die Amanda hieß. Ich kann nicht behaupten, daß die Dame noch lebt, aber ich vermuthe es. Der Vater Amandas, also ihrer Großmutter, soll auf eine seltsame Weise ums Leben gekommen sein. Man glaubte an einen Mord, aber es ist dies nur eine Vermuthung, die sich bis zu der Zeit, als ich davon hörte, durch Nichts bestätigt hatte. Der alte Fürst ward begraben und als man seine Erb=

schaft oder vielmehr seine Hinterlassenschaft ordnete, stellte es sich heraus, daß die fürstlichen Güter gewaltig überschuldet waren. Der Familienschatz, der aus reichen Juwelen und andern Edelsteinen bestanden haben soll, war spurlos verschwunden. Amanda heirathete nun ihren Johann, einen schlichten Edelmann, der zwar von kleiner Gestalt, aber sehr schön gewesen sein soll. Bei Lebzeiten des Fürsten wäre aus dieser Heirath Nichts geworden."

„Wie aber sind die blonden Schwestern mit mir verwandt?"

„Ich habe darüber nachgedacht. Amanda hatte noch einen jüngeren Bruder, der, so viel ich mich entsinne, Friedrich hieß. Dieser Friedrich von Schwarzenhagen, der nun ein armer Mann geworden, soll seinen Schwager Johann beschuldigt haben, er, Johann, habe den Familienschmuck an sich gebracht. Und daher kam die Feindschaft, in der sie lebten. Beide haben sich tödtlich gehaßt. Die Blondinen da drüben sind viel zu jung, als daß sie die Töchter jenes Friedrich sein könnten, sie müssen also seine Enkelinnen sein. Uebrigens ist es möglich, daß Friedrich von Schwarzenhagen sich sehr spät verheirathet hat und daß die Schwestern dennoch seine Kinder sind. Dies zu ermitteln, wird nun meine Sorge sein. Sie müssen mir dabei helfen."

„Was kann ich thun?" fragte Karl.

„Nähern Sie sich den Damen."

„Wie?"

„Knüpfen Sie Bekanntschaft an."

„Eine schwierige Aufgabe!"

Friederike lächelte.

„Für einen jungen und geistreichen Mann? Schämen Sie sich Ihrer Zaghaftigkeit! Deuten Sie nur auf die Verwandtschaft hin, sie mag als Vorwand gelten . . . Vielleicht wird eine Heirath daraus."

Karl erröthete.

„Sie eröffnen mir eine Aussicht, die mir die Sinne schwindeln macht."

„Ermessen Sie, wie gut ich es mit Ihnen meine."

„O, davon bin ich fest überzeugt."

„Mehr können wir heute über diesen Punkt nicht sprechen. Forschen Sie die Damen aus, bringen Sie mir Nachricht und ich sage Ihnen, was weiter zu thun ist. Beachtenswerth ist die Sache jedenfalls, darum vernachlässigen Sie sie nicht."

Friederike regalirte ihren Gast mit einem einfachen Abendessen, erzählte Episoden aus ihrem Leben, die beweisen sollten, daß sie eine pfiffige und sogar rechtskundige Frau sei, ließ sich mehr als einmal die volle

Wange küssen, was ihr, beiläufig gesagt, große Freude zu machen schien, und entließ gegen zehn Uhr ihren Klienten, ihren Schützling, wie sie den jungen Mann zu nennen beliebte. Karl hatte schon begriffen, daß Friederike Recht hatte, und daß die blonden Fräuleins für ihn von Wichtigkeit waren. Mochten sie nun die Töchter oder die Enkelinnen jenes Friedrich von Schwarzenhagen sein, die Ansprüche, wenn sie solche an Knorring machten, waren darum nicht weniger begründet. An ihm war es also Forschungen anzustellen, und er beschloß, den Rath des weiblichen Rechtsanwaltes zu befolgen. Wie er dies ausführte, wußte er noch nicht; es machte ihm jemehr Sorgen, jemehr Schwierigkeiten dies Unternehmen bot. Rosalie und Adelheid waren feingebildete Damen, denen man sich mit Vorsicht nähern mußte. Dem jungen Manne fehlte zwar der Muth nicht, den Angriff zu wagen, aber er fühlte sich doch nicht gewandt genug, um die Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu gewinnen.

„Bah," dachte er, „es gibt ja unbeholfene Edelleute genug, die trotz ihrer Unbeholfenheit Edelleute bleiben. Ich kenne einen Junker, der kaum von den Bauern zu unterscheiden ist . . . Und allzu schwerfällig bin ich denn doch nicht; ich werde mich nach Kräften nobel benehmen.

Könnte ich nur die Insel erreichen, um mich zuerst dem alten Knorring vorzustellen ... was mir unmöglich, wird auch den Damen unmöglich sein. Ich will wohlgemuth an's Werk gehen."

Von diesem Augenblicke an legte er sich auf's Beobachten; er zog selbst den Oberkellner heran, vorgebend, daß ihm Rosalie, die ältere Schwester, nicht aus dem Sinne komme. Franz, der ein gutes Proxenetikum witterte, versprach wirksame Hilfe und Alles mitzutheilen, was er über die reizenden Gäste in Erfahrung bringen würde. So verflossen einige Tage. Da kam ein Bote, der die Damen zu dem Advokaten beschied. Diesmal gingen sie zu Fuß über den harten Schnee, der die Straßen bedeckte. Franz stattete getreulich Rapport ab von diesem Ereignisse; er sprach auch noch die Vermuthung aus, daß die Damen entweder geizig seien oder nur über schwache Geldmittel zu verfügen hätten.

„Woraus schließen Sie das?" fragte Karl.

„O, wir merken das schon."

„Führen Sie mir nur einen Grund an."

„Sie speisen nicht an der Gasttafel."

„Weil sie es vorziehen, auf dem Zimmer zu speisen."

„In diesem Falle müßten wir sie doch bedienen."

„Das ist richtig.“

„Wir liefern Morgens den Kaffee, Abends den Thee... Das ist Alles.“

„Aber die Damen müssen doch essen.“

„Ich glaube, sie holen sich das Brod von dem Bäcker . . .“

„Wie,“ rief Karl erstaunt, „die adeligen Damen sollten sich so einschränken? Das ist nicht möglich. Aber wenn es wäre, so ziehen sie es vor zu darben, als Schulden zu machen, die sie nicht bezahlen können. Es spricht dies für die Solidität der Schwestern. Nach Lage der Dinge wird meine Schöne abreisen, ohne daß ich sie gesprochen habe; eine Annäherung ist schwierig, fast unmöglich.“

Franz lächelte pfiffig.

„Wollen Sie einen Rath von mir annehmen, gnädiger Herr?“

„Wenn er gut ist, ganz gewiß.“

„Halten Sie sich diesen Abend sechs Uhr bereit.“

„Wozu.“

„Das älteste Fräulein schlüpft um diese Zeit aus dem Hause . . .“

„Wohin?“

„Ich wette, daß sie ihre kleinen Einkäufe besorgt;

trotz der Vorsicht, die sie anwendet, habe ich es doch bemerkt. Sie bleibt kaum eine halbe Stunde aus, dann huscht sie die Treppe hinauf . . . Statt des Hutes trägt sie ein Tuch über dem Kopfe . . . Pelzkragen und Muff läßt sie zu Hause."

„Und was rathen Sie nun, Franz?"

„Sie kommen um die genannte Zeit zu mir in das Gastzimmer und warten, bis ich Ihnen ein Zeichen gebe; dann eilen Sie sofort hinaus und folgen der schönen Blondine . . . das Uebrige ist Ihre Sache."

„Ich werde kommen."

Abends halb sechs Uhr trat Karl in das Gastzimmer.

„Lesen Sie ruhig die Zeitung!" flüsterte Franz ihm zu. „Richten Sie sich so ein, daß Sie nur den Hut zu nehmen brauchen . . ."

Einzelne Gäste unterhielten sich laut über die strenge Kälte, die dauernd zu werden schien, beklagten die enorme Theurung des Brodes und drückten die Befürchtung aus, daß die Mehlhändler bei dem großen Wassermangel, kleine Flüsse und Bäche seien bereits ausgefroren, die Preise noch emporschrauben würden. Neben dem Pulte, an dem Franz stand, befand sich ein Fensterchen, das die Aussicht auf die Hausflur gestattete. Der Oberkell-

ner hatte den grünen Vorhang so gezogen, daß er durch eine schmale Lücke blicken konnte, während die Gäste wähnten, er trage Posten in das große Buch, das auf dem Pulte lag.

Karl hielt zwar ein Zeitungsblatt vor die Augen, aber seine Unruhe war so groß, daß er den Sinn dessen, was er las, nicht zu fassen vermochte. Mitunter schien es ihm, als ob die Buchstaben tanzten und dann in eine schwarze Linie verschwanden. Das Schicksal hatte ihn in eine neue Situation versetzt, hatte ihm neue Besorgnisse, neue Kämpfe aufgebürdet; er sollte sich listigerweise einer arglosen jungen Dame nähern, um sie zu seinem Vortheile auszuforschen. Konnte er ausweichen, wenn er nicht unterliegen wollte? Konnten die Schwestern nicht seine erbittersten Feindinnen werden? Er hatte nicht Zeit, weiter darüber nachzudenken. Franz wandte sich und nickte mit dem Kopfe. Karl nahm den Hut, der vor ihm auf dem Tische stand.

„Wenden Sie sich links!“ flüsterte der Oberkellner ihm zu.

Der junge Mann eilte über die Hausflur, trat aus der Thür und ging, wie Franz angedeutet, nach links. Vor ihm schwebte eine schwarze Frauengestalt über den Schnee, die ein großes Tuch über den Kopf gehangen

hatte, um dem entsetzlich schneidenden Wind zu wehren, der den Passanten gerade entgegenschnob. Die Sterne funkelten, ohne Licht zu verbreiten. Die Leute, die entgegenkamen, liefen rasch und athemlos vorüber. Die Fenster der Läden waren mit weißem Eise bedeckt, das bei der innern Beleuchtung hell erglänzte. Karl zog den Kragen seines Rockes über die Ohren, theils um das Gesicht zu schützen, theils um unerkannt zu bleiben. Was wollte er denn eigentlich? Warum verfolgte er das junge Mädchen?

Beobachten wollte er, nur beobachten. Aber war es denn auch Rosalie, die ältere der beiden Schwestern? Ihr leichter Gang, ihre Gestalt sprachen dafür.

„Ich werde ja sehen!" murmelte Karl vor sich hin.

Die Frauengestalt ging so rasch, daß Karl ihr kaum zu folgen vermochte.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um die Schaufenster zu prüfen; dann blieb auch der junge Mann stehen. Endlich mochte sie das Geschäftslokal gefunden haben, das sie suchte. Es war dies kein Bäcker- oder Fleischerladen, sondern ein Tröblergewölbe, wie es die ausgestellten Gegenstände, alte Mölbel und alte Kleidungsstücke bewiesen. Was konnte sie hier suchen? Eine vornehme Dame, die Tochter eines Fürsten . . . nein,

Rosalie konnte es nicht sein, die schüchtern die feuchte Glasthür öffnete und in das lange, schmale Gewölbe trat, das mit tausend Sachen und Sächelchen angefüllt war. Karl trat an die Glasthür, als diese sich geschlossen. Indem er durch Hauchen das Eis an der Scheibe schmolz, schuf er sich eine kleine Fläche, die ihm gestattete, den innern Raum zu überblicken. Sah er auch nur das Profil der Dame, so durfte er doch nicht zweifeln, daß Rosalie vor dem Tröbler stand, einem kleinen, hagern, zusammengeschrumpften Manne mit bleichen, kalten Zügen. Dieser Mann trug einen Schafpelz, der seine gange Gestalt einhüllte, und große Filzstiefel. Eine Pelzmütze bedeckte das würdige Haupt des Geschäftsmannes, der fragend die Dame ansah. Die Glasthür, in deren Nähe das Gespräch stattfand, erlaubte dem Horcher, jedes Wort zu verstehen.

„Wollen Sie den Ring verkaufen?" fragte der Tröbler mit leiserer Stimme.

„Nein, mein Herr!" antwortete Rosalie zitternd.

„Nur versetzen?"

„Ja; ich möchte mich seiner nicht für immer entäußern, da er mir lieb und werth ist."

„Zeigen Sie mir das Versatzstück."

Rosalie zog den Ring vom Finger. Ach, wie beb-

ten ihre kleinen Hände, wie traurig sah sie dabei aus! Der Ring mußte ihr wirklich sehr lieb und werth sein. Hätte Karl ihr in das Auge blicken können, so würde er Thränen bemerkt haben.

Die hagere, runzliche Hand des Trödlers wog das Kleinod.

„Der Stein ist ziemlich schwer!“ meinte er.

„Ein kostbarer Stein“, fügte Rosalie hinzu.

„Auf den Werth der Steine verstehe ich mich nicht.“

„Sie können es auf mein Wort glauben.“

Der Trödler lächelte.

„Ich halte mich an den reellen Goldwerth; alles Uebrige hat für mich kein Interesse.“

„Kenner versichern, daß der Stein ausgezeichnet sei.“

Mit stoischer Ruhe entgegnete der Alte:

„Mag wohl sein!“

„Und ich werde sicherlich den Ring wieder einlösen.“

Meister Harpax zuckte mit den Achseln.

„Wie viel wollen Sie auf den Ring leihen?“

„Fünfzig Thaler!“

Er gab ihn schweigend zurück.

„Mein Gott“, rief erschreckt das junge Mädchen, ist dies zu viel?“

„Ich kann gar nicht darauf bieten.“

„Der Stein allein ist hundert Thaler werth.“

„Bringen Sie ihn in das Leihhaus, vielleicht giebt man Ihnen dort, was Sie fordern; ich kann nicht bieten.“

Die arme Rosalie stand unschlüssig.

„Sobald mein Bruder eintrifft,“ flüsterte sie, „zahle ich das Geld sammt Zinsen zurück.“

„Ich kann nicht!“ murmelte der Trödler, der seine lange Pfeife anzündete, die er bei dem Eintritte der Dame an ein Möbel gelehnt hatte, und wacker zu schmauchen begann.

Sie hatte also noch einen Bruder.

Karl wäre gern eingetreten, um ihr seine Börse anzubieten; aber er wagte nicht das arme Fräulein zu beschämen.

„Augenblickliche Verlegenheit,“ stammelte sie; „ich muß Geld schaffen.“

Der Trödler hatte sich auf einem alten Lehnstuhle niedergelassen, der gerade hinter ihm stand. Seit er begriffen, daß hier kein Geschäft zu machen sei, hatte er die Dezenz gegen eine Dame bei Seite geschoben.

„Wer sind Sie denn?“ fragte er kalt und ruhig.

„Erlassen Sie mir die Nennung meines Namens, ich will und kann ihn hier nicht aussprechen. Die Noth treibt mich zu Ihnen, dies sei Ihnen genug.“

Rosalie wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie hielt immer noch den Ring in der zitternden Hand.

„Wie viel wollen Sie mir darauf leihen?“ fragte sie nach langer Pause.

Der Alte, ruhig sitzen bleibend, streckte die Hand aus. Rosalie gab den Ring noch einmal zurück.

„Fünf Thaler,“ entschied der Taxator.

„Ach, mein Gott!“

„Sie brauchen ja bei mir nicht zu versetzen.“

„Schon nach einigen Tagen. . .“

„Bedaure sehr; ich leihe nur auf den Goldwerth.“

„Vielleicht trifft morgen schon mein Bruder ein.“

„Nicht einen Heller mehr!“

„Ich bitte Sie, lieber Herr.“

„Nehmen Sie den Ring zurück, wenn Ihnen fünf Thaler nicht genügen; ich muß auf meine Sicherheit Bedacht nehmen, bin schon oft schlimm angekommen. Schicken Sie mir den Bruder, er kann zu jeder Stunde den Ring einlösen.“

„Es ist ja möglich, daß er diesen Abend noch eintrifft.“

„Um so besser, bis neun Uhr ist mein Geschäft offen.“

„So geben Sie mir fünf Thaler.“

Diese Worte hatte Rosalie gewaltsam herausgepreßt; sie mußte sich an den alten Secretär lehnen, der ihr zur Seite stand. Der Trödler gab ihr eine Marke.

„Gegen Vorzeigung dieser Nummer gebe ich den Ring zurück, es darf natürlich das Geld dabei nicht fehlen. Auf wie lange wollen Sie versetzen?“

„Nehmen wir acht Tage.“

„Gut, Sie können stets prolongiren.“

Der Alte zählte vier Thaler und einige kleine Silbermünzen auf den Tisch, murmelnd: „Wie üblich ziehe ich die Zinsen gleich ab. Lösen Sie ein, wann Sie wollen, ich bin stets da. Der Ring bleibt unversehrt.“

Jetzt zog sich Karl zurück; er sprang in die Mitte der Straße und stellte sich, als ob er Jemanden erwartete. Einige Augenblicke später trat Rosalie aus dem Hause. War es doch, als ob sie tief Athem schöpfte und das Tuch aus dem Gesicht entfernte, um in langen Zügen die eiskalte Luft einzuathmen. Plötzlich ging sie den Weg zurück, den sie gekommen war; sie ging langsam wie von einer schweren Last gedrückt; vielleicht

konnte sie sich von dem Orte nicht trennen, wo der ihr theuere Ring aufbewahrt wurde. Der Beobachter folgte ihr in kurzer Entfernung. Er war tief ergriffen von dem, was er gesehen. Die Noth der armen Mädchen mußte wirklich groß sein, da sie sich eines lieben Juwels entäußerten. Aber wie unvorsichtig war Rosalie zu Werke gegangen; sie hatte den Trödler auf den Werth des Steines aufmerksam gemacht, ohne Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen. Konnte der schlaue Alte nicht den echten mit einem unechten vertauschen? Konnte nicht morgen schon der Betrug ausgeführt sein?

Rosalie war plötzlich verschwunden. Karl ging rasch die Straße hinab, jedes einzelne Schaufenster prüfend. Da sah er die arme Dame in einem Bäckerladen stehen. Ein dickes, wahrhaft herkulisches Weib mit einem glänzenden Vollmondsgesichte reichte der vor Kälte zitternden jungen Dame ein Brot und einige Semmeln. Die Käuferin legte Geld auf das Fenster, das den Laden von der Hausflur schied, und wollte sich entfernen.

„Halt!" rief die Bäckersfrau mit ihrer tiefen, gemein klingenden Stimme.

Rosalie blieb erschreckt stehen.

„Was wünschen Sie?" fragte sie zitternd.

„Sehen Sie sich einmal das Viergroschenstück an."

„Ich sehe es.“

„Und können nicht unterscheiden, daß es falsch ist?“

„Mein Gott, falsches Geld . . .“

„Geben Sie mir ein anderes Stück und ich will schweigen.“

„Ich habe soeben das Geld bekommen.“

„Gleichviel; ich könnte Sie auf der Stelle festnehmen lassen.“

Fräulein von Schwarzenhagen starrte das Weib an.

„Es ist nicht möglich!“ flüsterte sie.

„Machen Sie nicht so viel Umstände, es zieht kalt durch das Fenster. Geben Sie das Brod zurück oder zahlen Sie mit anderer Münze. Die Kornpreise sind hoch genug, wir können nicht noch mehr einbüßen. Ah, Sie haben wohl weiter kein Geld?“

Rosalie öffnete ihre erstarrte Hand.

„Nehmen Sie, liebe Frau, nehmen Sie! Hier ist ein anderes Geldstück.“

Die riesige Frau betrachtete es.

„Richtig!“ rief sie.

Dann schlug sie heftig das Fenster zu.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Rosalie leise. „Wie schwer ist es doch, durch das Leben zu kommen!“

Es fiel ihren erstarrten Händen schwer, das Brot

unter dem Mantel zu verbergen. Nun trat sie den Rückweg an. Karl, der verstohlen beobachtet hatte, glaubte wahrzunehmen, daß den Händen des Fräuleins ein Gegenstand entfallen war; er neigte sich und fand eine Blechmarke. Rasch trat er unter die Gaslaterne. Das Blech enthielt einen Namen und eine Nummer; es war leicht zu errathen, daß Rosalie die Marke des Trödlers verloren hatte, die sie zwischen dem Gelde geborgen. Ein Gedanke blitzte auf in dem jungen Manne.

„Der Schurke, der es über sich gewinnen kann, ein falsches Geldstück an Nothbedrängte zu geben, kann auch einen Edelstein fälschen . . . Rosalie soll ihre Marke nicht umsonst verloren haben! Noch ist es Zeit, einer Spitzbüberei vorzubeugen."

Er lief nach dem Laden des Trödlers zurück. Der Alte saß in seinem Stuhle, rauchte und betrachtete dabei den Ring; vielleicht überlegte er schon, wie ein unechter Stein unterzuschieben sei. Karl gab kurz sein Verlangen zu erkennen, nachdem er von seiner Schwester gesprochen, die aus Noth einen Familienring versetzt habe; er fügte hinzu, daß dies überflüssig gewesen wäre, wenn sie noch eine Viertelstunde gewartet hätte. Der Trödler war unangenehm überrascht; er verbarg den Ring in die Tasche seines Schlafrocks.

„Wer sind Sie?“ fragte er trocken.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich der Bruder der jungen Dame bin, die vor einer Viertelstunde den Ring gegen fünf Thaler versetzt hat. Es berührt mich dies mehr als unangenehm, da der Ring unserer ganzen Familie theuer ist. Nehmen Sie Ihr Geld zurück . . .“

Karl legte die Thaler auf ein Tischchen.

„Und hier ist die Marke!“ fügte er hinzu.

Der Trödler war unschlüssig.

„Warum ist die Dame nicht selbst gekommen?“

„Weil ich meine Schwester der Pein nicht aussetzen will, daß sie in einer so traurigen Sache verhandele. Soll ich Ihnen außer der Marke noch Beweise geben, daß ich meine Schwester vertrete, so führe ich ein falsches Geldstück an, das Sie dem unkundigen und ängstlichen Mädchen gegeben haben. Zweifeln Sie noch an der Wahrheit dessen, was ich sage? Unser Eigenthum befindet sich in Ihrer Tasche, ich habe es schon erkannt . . .“

Dies wirkte.

„Sie begreifen, daß ich vorsichtig verfahren muß,“ murmelte der Alte, indem er die Marke betrachtete. „Von einem falschen Geldstücke weiß ich nichts . . .“

„Aber ich könnte es der Polizei vorlegen, wenn ich wollte . . . derartige Weitläufigkeiten sind mir verhaßt . . . Halten Sie mich nicht auf, ich habe meine Schwester nur flüchtig gesprochen . . .“

Der Trödler, ein schon bestrafter Wucherer und Betrüger, mochte die Polizei fürchten; er holte den Ring hervor und gab ihn zurück. Karl betrachtete ihn; es ließ sich leicht erkennen, daß das Juwel echt war. Der Stein sprühete scharfe Blitze und der Reif hatte die Schwere des Goldes. Auch ließ sich nicht annehmen, daß der Trödler mehrere Ringe in der Tasche gehabt, um sofort eine Verwechselung herbeizuführen. Der junge Mann schob den Ring an den Finger und verließ den Laden, dessen Thür hinter ihm zugeworfen ward. Dem Trödler mochte eine gewinnreiche Spitzbüberei vereitelt sein, er war zu ärgerlich, als er die Thür schloß. Karl kümmerte sich nicht darum, sein Zweck war erreicht: er hatte die armen Schwestern, die in den drückendsten Verhältnissen lebten, vor einem Verluste geschützt und ihnen zugleich die Rückzahlung einer kleinen Summe erspart, über die sie nach Ablauf der von dem Trödler gesetzten Frist vielleicht nicht verfügen konnten. Wie aber sollte er den Ring der rechtmäßigen Besitzerin überliefern? Wollte er die volle Wahrheit mittheilen,

so mußte er sich als den Mitwisser eines Geheimnisses bekennen, das die Damen demüthigte und tief beschämte. Sollte er den Ring anonym zusenden und den unsichtbaren Beschützer spielen? Dabei war Nichts gewonnen, er suchte ja eine Annäherung, um seine eigenen Zwecke zu fördern. Gedankenvoll war er die Straße hinabgegangen. Plötzlich stand er vor dem Laden des Herrn Meier; er sah nach dem Hotel hinüber. Die Fenster des Zimmers, das die Schwestern bewohnten, waren erleuchtet. Man sah die Schatten der Köpfe, die sich hinter den weißen jetzt herabgelassenen Rouleaux bewegten. Vielleicht weinten und klagten die armen Mädchen über das traurige Loos, das sie betroffen. Aber der Bruder sollte ja kommen, von dem sie Rettung erwarteten... Dieser Bruder erschreckte den jungen Mann, der sich, ohne daß er gewollt, auf eine Bahn geworfen sah, die an seltsamer Romantik Nichts zu wünschen übrig ließ. Karl selbst gelangte immer mehr zu der Ansicht, daß er ein Spielball in der Hand des Zufalls oder wohl gar ein Werkzeug der Vorsehung sei. Hugo von Auenheim würde das Erste für gewiß gehalten haben.

„Wie thöricht, daß ich mich abplage!“ murmelte Karl vor sich hin. „Wohnt hier nicht Friederike, die

schlaue Person, die in den schwierigsten Angelegenheiten mit Rath und That hilft? Habe ich nicht versprochen, ihr Alles mitzutheilen, was mir begegnet und geschieht? Es wäre ein großer Fehler, wollte ich die Frau umgehen, die es so herzlich gut mit mir meint."

Er ging in das Hotel und betrat den Speisesaal oder das Gastzimmer, wie man es nennen will. Franz berichtete ihm, daß die junge Dame, die soeben vorübergegangen, Thee bestellt habe, aber nur Thee.

„Ist sie schon zurückgekehrt?" fragte der junge Mann, der das, was geschehen, verschweigen wollte.

„Ja, gnädiger Herr!"

„Ich muß eine verkehrte Richtung eingeschlagen haben . . ."

„Ah, Sie haben die Dame nicht getroffen?"

„Nein!"

Karl trank ein Glas Wein, las die Zeitungen und betrachtete verstohlen den Ring, den er der Sicherheit wegen an den Finger gesteckt hatte. Der Stein mußte echt und werthvoll sein, denn er spielte in wundervollen feurigen Farben. Der Reif selbst hatte eine veraltete Form und war viel getragen.

Gegen acht Uhr trat Ephraim ein. Freundlich reichte er dem jungen Manne die Hand.

„Blitz und Wetter,“ rief er, „Sie tragen da einen herrlichen Stein!“

Er hielt Karl's Hand fest.

„Ein Familienstück, Herr Meier.“

„Sind Sie Kenner?“

„Ei, das will ich meinen!“

„Schätzen Sie den Stein.“

„Zweihundert Thaler ist er unter Brüdern werth, das erkenne ich auf den ersten Blick; vielleicht auch mehr. Wollen Sie verkaufen?“

„O, nein!“

„Recht, ein Erbstück muß man ehren. Sollten Sie übrigens in die Lage kommen, so fragen Sie meine Frau, Sie gibt Ihnen den Werth genau an. Ah, Friederike hat viel Diamanten unter ihren Händen gehabt.“

Eine Viertelstunde später zog sich Karl zurück.

„Wohin?“ rief ihm Ephraim nach.

„Ich will mir es bequem machen.“

„Sehen wir uns wieder?“

„Vielleicht!“

„Sonst gute Nacht, Herr von Baumgart!“

Zehn Minuten später befand sich Karl in dem Zimmer Friederike's.

„Ei," flüsterte die kleine Frau, „Sie sind außer Athem!"

„Ich muß ein Ereigniß berichten."

„Setzen Sie sich zuvor."

Beide saßen auf dem Sopha neben einander.

„Was ist denn geschehen? Sind Sie auf der Insel gewesen?"

„Nein!"

„Haben Sie die blonden Schwestern gesprochen?"

Karl erzählte kurz und rasch.

„Was beginne ich nun?" fragte er.

Friederike war ernst geworden.

„Wo ist der Ring?" flüsterte sie leise.

„Hier, gnädige Frau!"

Sie betrachtete den Stein von allen Seiten; dann prüfte sie das Innere des Reifes. „Der Stein, lieber Freund, ist echt, vom reinsten Wasser und mindestens fünfhundert Thaler werth. Das Wappen hier beweist, daß der Ring ein Familienstück ist."

„Habe ich recht gehandelt?"

„Ganz in meinem Sinne. Hätte der Trödler, ein bekannter Gauner, den vollen Werth gekannt, er würde das Fräulein um den Stein betrogen haben."

„Wie stelle ich, ohne zu kränken, der jungen Dame das Eigenthum zurück?"

Friederike antwortete, ohne zu überlegen:

„Sie behalten den Ring!"

Karl glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Sie können darüber nicht einen Augenblick in Zweifel sein."

„In diesem Falle mache ich mich einer widerrechtlichen Handlung schuldig, die ich ein Verbrechen nennen möchte. Der Bruder der Damen, für den ich mich in der besten Absicht ausgegeben habe, kann in den nächsten Tagen, kann morgen eintreffen . . ."

„Kümmern Sie sich um den Bruder nicht, der noch lange, vielleicht für immer ausbleiben kann . . . Und nun frage ich Sie: wird der Bruder auf Sie Rücksicht nehmen? Wird er nicht Alles aufbieten, um dann in Besitz des ganzen Erbes zu gelangen? Die Parteien fangen an sich zu zeigen und zu sondern... Noch habe ich keinen klaren Blick, noch weiß ich nicht, welchen Weg die Schwestern einzuschlagen gedenken; aber daß Sie früher oder später bei Knorring mit ihnen zusammentreffen, das möchte ich jetzt schon kühn behaupten. Der Alte, dessen geistige Verfassung sich Wahnsinn nennen

läßt, hat eine heillose Verwirrung angerichtet. Sie behalten vor der Hand den Ring!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Um Ihrem Großvater darzuthun, daß Sie ein Baumgart sind. Folgen Sie mir, folgen Sie mir doch! Später können Sie den Ring zurückerstatten. Sie sind ein wahrer Glückspilz, mein lieber Freund! Da muß ein Diamant in Ihre Hand fallen, mit dessen Hilfe Sie das Herz des verstockten Großvaters öffnen. Sie leihen das Kleinod nur, Sie sollen es sich nicht für immer aneignen. Der Weg zu der Insel wird wohl bald gangbar sein . . . Sehen Sie jeden Tag nach; Sie statten, sobald Sie den Fluß ohne Gefahr passiren können, dem alten Knorring ihren Besuch ab. Ich sage Ihnen noch, was Sie dort zu thun haben, und folgen Sie genau meinem Rathe, so stehe ich dafür, daß Sie gut aufgenommen werden. Erzählen Sie Niemandem die Ringgeschichte."

Seit diesem Gespräche verfloß die Zeit, ohne daß ein bemerkenswerthes Ereigniß eintrat. Die beiden Schwestern verblieben ruhig in dem Zimmer des Hotels, lebten sehr eingezogen und warteten auf den Bruder, dessen Ankunft sich ungebührlich zu verzögern schien, da Niemand nach den Damen fragte. Daß Karl auf eine

Annäherung verzichtete, läßt sich denken; aber er ging täglich an den Fluß, um die Haltbarkeit des Eises zu prüfen.

Bei einem dieser Besuche haben wir ihn gesehen und wissen, daß er bei Vater Römisch zu Nacht gegessen, daß er dort den alten Erkel kennen gelernt und das Mißtrauen der beiden alten Männer rege gemacht hatte. Friederike bestand darauf, daß ihr Schützling seinem Stande gemäß sich kleide; sie gab ihm Geld zum Ankaufe des Pelzes. Wir wissen ferner, daß er in dem Laden Röschen gesehen und ihr gefolgt war . . . Diesen Umstand hatte er Friederiken verschwiegen. Endlich kam der Tag des Besuches. Abends zuvor noch hatte Karl eine lange Unterredung mit Friederiken . . . Wie Knorring seinen Enkel empfangen, haben wir geschildert; wir begleiten den jungen Mann nun auf dem Heimwege. Er erreichte ohne Fährlichkeit das der Stadt zunächstliegende Ufer. Da war er nun auf der geheimnißvollen Insel gewesen, und von dem sonderbaren Großvater als Enkelkind anerkannt worden. Vielleicht hatte der Diamantring diesen Umstand erleichtert, wenn nicht gar einzig und allein ermöglicht. Es war natürlich, daß Friederike's Ansehen, die den Rath ertheilt hatte, den Ring zu behalten, bedeutend stieg. Die kleine Frau

mußte nicht allein scharfsinnig kombiniren, sie mußte auch eine ausgebreitete und genaue Kenntniß der Familien besitzen, die nach der Hinterlassenschaft des alten Knorring strebten. Karl dachte nicht weiter darüber nach; er begnügte sich mit dem Faktum, das er bestätigen konnte, und faßte den Entschluß, Friederiken als seinen Rechtsanwalt zu betrachten. Er kam an dem ersten Kaffeehause der Stadt vorüber . . . Wenn Auenheim jetzt dort wäre! Der junge Mann betrat den Saal, um sich zu stärken und einige Zeit zu ruhen. Auenheim befand sich nicht unter den Gästen, die spielten, tranken und plauderten; aber die Officiere fehlten nicht, man sah deren von allen Chargen. Es war gegen drei Uhr Nachmittags, die Uhr über dem Büffet zeigte drei Viertel. Da trat Auenheim ein mit einem zweiten Herrn, der sich tief in seinen Pelz gehüllt hatte. Hugo grüßte die Offiziere, die kalt dankten, ohne den Anstand zu verletzen.

„Herr von Baumgart!“ rief er leise, als er den Freund bemerkte.

Karl trat ihm entgegen.

„Ich habe fest darauf gebaut, Sie hier zu finden.“

„Wir nehmen den Kaffee hier ein.“

„Das habe ich mir gedacht!“

„Dort ist mein Freund, Herr von Köhler."

Edmund war beschäftigt, Pelz und Hut abzulegen.

„Werden Sie mich ihm vorstellen?" fragte Karl.

„Gewiß; die Gelegenheit dazu läßt sich günstiger nicht denken. Es freut mich, daß Sie gekommen sind. Wie befinden sich die Schwestern von Schwarzenhagen?"

„Die blonden Damen leben so zurückgezogen, daß ich sie lange nicht gesehen habe."

„Sie wohnen also noch in dem „Krebs"!

„Wie Nonnen, die das Getümmel der Welt scheuen."

„Dies spricht für ihre Keuschheit. Vielleicht lerne ich die Prinzessinnen noch kennen."

Hugo hatte das Wort „Prinzessinnen" betont.

Jetzt trat Edmund heran. Auenheim vermittelte die erbetene Vorstellung und alle drei Männer ließen sich an dem Marmortische nieder, den Karl zuerst gewählt hatte. Da saß also der Mann gegenüber, dessen Verhältnisse Karl näher kennen lernen sollte, wie Knorring ihm aufgetragen. Herr von Köhler war ein feiner Kavalier, sprach in gewählten Ausdrücken und schlürpfte den duftenden Mokka mit der Miene eines Kenners.

Wir fügen hinzu, daß Hugo und Edmund nur das Kaffeehaus besuchten, um sich in der Gesellschaft der Offiziere und anderer Edelleute zu bewegen, die hier

anzutreffen sie hoffen durften. Es gehörte zum guten Tone, Nachmittags das aristokratische Kaffeehaus zu besuchen. Das Duell, aus dem Hugo siegreich hervorgegangenen, war nur beiläufig noch Gegenstand des Gesprächs; man wußte, daß der Baron einen steifen Arm haben würde, und dies genügte denen, die ein Interesse dafür hatten. Auenheim ward als Fechter bewundert, als Edelmann aber verdammt. Hätte er sich eines alten Stammbaums angenommen, wie er für einen Parvenü gekämpft, er würde der Löwe des Tages gewesen sein. Man duldete ihn, weil man ihn fürchtete und fürchtete ihn, weil er der beste Schläger war, er hatte ja den berühmtesten Fechter überwunden. Edmund zeigte sich nur in der Gesellschaft des Freundes, denn nur so durfte er sicher sein, daß sich Scenen nicht wiederholten, wie die bei Gelegenheit der Schlittenpartie. Karl wußte eben so wenig von dem Duelle als von der Stellung, die Köhler in der aristokratischen Gesellschaft einnahm; darum bemerkte er die Zurückhaltung der Offiziere nicht, die sich theils entfernten, theils in den anstoßenden kleinen Kabineten zum Spiel niederließen.

„Herr von Baumgart!" rief Edmund nach langer Pause.

„Zu dienen, mein Herr.“

„Wo liegen Ihre Familiengüter?“

Karl mußte lächeln.

„Ich bin nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet; außer einer Jahresrente, die mir ein anständiges Leben gestattet, besitze ich Nichts.“

„Aber Sie besitzen ohne Zweifel einen alten Stammbaum?“

„Ich weiß nicht, wie weit seine Wurzeln in das graue Alterthum reichen; nur soviel ist mir bekannt, daß meine Großmutter eine geborene Prinzeß von Schwarzenhagen war . . .“

Edmund mußte eine plötzliche Verlegenheit bekämpfen.

„Eine Prinzeß?“

„Ja, mein Herr.“

„So fließt auch fürstliches Blut in Ihren Adern?“ fragte der Sohn des Bankiers.

„Zur Hälfte!“ rief Karl lachend. „Die andere Hälfte ist vom gewöhnlichen Schlage der Edelleute . . . Ich bin weder stolz, noch lege ich ein großes Gewicht darauf . . .“

„Ihr habt, meine Herren, ein unerquickliches Thema berührt!“ murmelte Auenheim. „Ein armer Edelmann,

und wäre er mit Karl dem Großen verwandt, spielt in unserer Zeit der Banknoten- und Eisenbahn-Aktien eine sehr untergeordnete Rolle . . . das junge Reis, das frisch und kräftig sprießt, das in einem seltenen Boden wurzelt, ein solches Reis wird zu einem Baume, der schöne Früchte trägt. Morsche Stämme zerfallen in sich selbst, wenn sie nicht jäh vom Sturme umgerissen werden. Du siehst, Edmund, mein junger Freund ist ein vernünftiger, vorurtheilsfreier Edelmann; er brüstet sich weder mit der Anzahl seiner Ahnen noch mit dem Vermögen, das sein Großvater oder Urgroßvater verschwendet hat . . ."

„Sie werden sich uns anschließen!" rief Edmund, wie aus einer Zerstreuung erwachend.

„Ich fühle mich geehrt, Herr von Köhler . . ."

„Morgen sehe ich Sie in meinem Hause!"

„Ich werde mich einstellen."

„Hugo hat mir schon von Ihnen erzählt . . ."

Die neuen Freunde reichten sich die Hände. Dem Herrn von Auenheim schien daran zu liegen, daß diese Freundschaft oder wenigstens Bekanntschaft geschlossen wurde, ein Beweis von seiner Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit. War er auch älter als Edmund und mußte dieser sich zu dem jungen Baumgart mehr

hingezogen fühlen, so zeigte er doch keine Spur von Eifersucht, er vergrößerte harmlos den Kreis der Bekannten und Freunde. Karl sah sich seinem Ziele näher gerückt, ihm war das Haus des Mannes geöffnet, dessen Verhältnisse genau kennen zu lernen er die triftigsten Gründe hatte. Und so wußte er es dem Herrn von Auenheim im Stillen Dank, daß er für ihn gewirkt. Zeigte sich auch in Edmund's Wesen etwas Gedrücktes, so gab er sich noch als den feinen Mann, der überall einen guten Eindruck hervorbringt. Nach einer Stunde heitern Gespräches, das Hugo durch Scherze zu beleben wußte, trennten sich die drei, die im Leben noch oft unter sehr ernsten Verhältnissen zusammengeführt werden sollten.

Der kurze Wintertag hatte sein Ende erreicht, als Karl sein Hotel betrat; er fragte nach den Schwestern. Franz berichtete, daß sie den ganzen Tag das Zimmer nicht verlassen hätten, daß auch kein Besuch bei ihnen gewesen sei. Es war also Besonderes nicht vorgefallen. Der Verabredung gemäß mußte Karl um acht Uhr sich bei Friederiken einstellen; die Zeit verfloß für seine Ungeduld viel zu langsam. Er ging in sein Zimmer und warf sich auf das Sopha. Die Kerze hatte er nicht angezündet, da eine Gaslaterne der Straße hellen Schein

durch die Fenster warf. Rings war es still, so still, daß sich jedes Geräusch in dem Hause vernehmen ließ. Karl, der sich in Gedanken mit seiner Lage beschäftigte, war sehr ernst gestimmt. Es quälte ihn, die armen Nachbarinnen, die nur von Brod und Thee lebten, nicht nur schon betrogen zu haben, sondern auch ferner noch betrügen zu wollen.

„Ich muß, ich muß ja," dachte er. „Ach, wie seltsam und wie schrecklich ist mein Lebenslauf! Ich trage doch nicht die Schuld daran! Die gewissenlose Mutter hat mich verlassen, hat mich gezwungen, ein abenteuerliches Leben zu führen. Ich darf nicht grübeln, darf Recht und Unrecht nicht erwägen . . . Auch Röschen hat mich betrogen, hat schlecht an mir gehandelt . . . Soll ich mich denn von Allen mit Füßen treten lassen, soll ich Nichts unternehmen zu meinem Glücke? Außer Friederike hat Niemand Mitleid mit mir, Niemand beklagt mich, Niemand bietet mir die Hand . . . Ich stehe allein, umtos't von der Fluth des Lebens, die schon Manchen hinweggerafft hat. Wohlan, ich wehre mich, so lange es möglich ist . . . Mein Gott, ich habe ja auch die Berechtigung dazu, denn ich bin wirklich Karl von Baumgart!"

Jetzt war ihm, als ob er in dem angrenzenden

Zimmer weinen hörte. Er lauschte. Die dünne Wand schied ihn von den Schwestern. Wahrlich, das war ein lautes Schluchzen. Nach einer Minute ward es wieder still.

„Auch dort sind Jammer und Elend eingezogen!" dachte Karl, der ein inniges Mitleid mit den jungen Damen empfand. „Vielleicht haben sie erfahren, daß ihr Ring gestohlen ist . . . Und ich bin der Dieb, der Betrüger! Was soll ich beginnen, um den Schurkenstreich, ein solcher ist und bleibt es, auszugleichen? Oh, ich kann mich doch nicht offen dazu bekennen!"

Er ging rasch durch das Zimmer. Ein Gedanke tauchte in ihm auf.

„Vielleicht erfahre ich Näheres!"

Rasch setzte er sich in die Ecke des Sophas, legte das Ohr an die Wand und lauschte.

„Der Trödler ist ein Betrüger!" hörte er eine Stimme sagen. „Du hättest über den Werth des Steines gar nicht sprechen sollen, hättest auch verschweigen müssen, daß wir den Bruder erwarten."

„Aber er zeigte mir doch die Marke vor, die ich verloren habe."

„Weißt Du genau die Nummer derselben?"

„Nein."

„So kann der gräßliche Mensch Dir eine falsche gezeigt haben. Es ist nicht denkbar, daß ein junger Mann unser Geheimniß kennt und es mißbraucht.“

Diesen Worten folgte ein leises Weinen.

„Ich trage wahrlich nicht die Schuld daran,“ ließ sich nach kurzer Pause eine Stimme vernehmen, die Stimme Rosalien's; „wie soll ich Dir meinen Zustand beschreiben . . . vor Angst und Kälte zitternd, konnte ich kaum das Geld halten... und als nun die Bäckerfrau die falsche Münze entdeckte . . .“

„Da hast Du es!“ rief Adelheid. „Wer falsches Geld ausgiebt, ist auch fähig im Großen zu betrügen. Gräme Dich nicht, liebe Schwester; wir sind einmal unredlichen Leuten in die Hände gefallen und werden uns ferner zu hüten wissen.“

„Dies ändert unsere Lage nicht.“

„Wohl wahr; aber wir müssen uns doch fügen. Es giebt wohl andere Mittel, durch die wir beweisen können, wer wir sind.“

„Wir sind unglückliche, arme Mädchen, die sich bald nach einem Dienste werden umsehen müssen. Auf Orain, den Bruder, können wir uns nicht mehr verlassen, er ist und bleibt ein leichtsinniger Mensch . . .“

Mehr konnte der Lauscher nicht verstehen, da ein

Geräusch auf dem Corridor die Stille unterbrach. Karl wußte auch schon genug! Die Schwestern beweinten den Verlust ihres Ringes und ihre bedrängte Lage. Es wandelte ihn die Lust an, den jungen Damen ein offenes Bekenntniß abzulegen; die Befürchtung, Friederike könne es mißbilligen oder der voreilige Schritt könne schaden, hielt ihn davon zurück. War er in den Besitz des Vermögens gelangt, und dies zu hoffen berechtigte ihn der Empfang Knorring's, so konnte er die betrogenen Mädchen entschädigen.

Endlich schlug die ersehnte Stunde.

Karl hüllte sich in den Pelz, das Geschenk Friederike's, und eilte hinab. Als er einen Blick durch das Fenster in die Gaststube warf, sah er Herrn Meier, der stehend den ersten Schoppen trank. Er schlüpfte hinüber in das Nachbarhaus . . . fünf Minuten später küßte er der kleinen runden Frau die rothe Wange.

„Die Neugierde verzehrt mich fast!" flüsterte sie. „Sind Sie auf der Insel gewesen?"

„Ja."

„Und Knorring?"

„Hat mich als seinen Enkel anerkannt."

Friederike war so freudig erregt, daß sie den jungen

Mann umarmte und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte.

„Ich gratulire tausendmal!“ rief sie dann.

Karl mußte nun erzählen; er berichtete Alles, nur den Umstand verschwieg er, daß das junge Mädchen am Fenster des ersten Stockes Aehnlichkeit mit Röschen habe.

„Sie sehen“, flüsterte Friederike, „daß mein Rath, den Ring zu behalten, gut war. Zweifeln Sie noch an meinem Scharfsinne? Ohne diesen Ring, ich möchte es behaupten, würden Sie den Alten taub und unbeugsam gefunden haben.“

„Was beginne ich nun weiter?“ fragte Karl.

„Sie gehen morgen zu Herrn von Köhler, sehen sich sein Haus und seine Familie an und berichten schließlich Ihrem Großvater, daß der Sohn des Bankiers immer noch ein reicher Mann sei, den man, wenn es nicht anders ginge, durch das Gericht zwingen könne, den seinem Vater anvertrauten Schatz herauszugeben. Bevor Sie übermorgen die Wanderung nach der Insel antreten, sprechen wir uns noch einmal. Jetzt beschreiben Sie mir den Mann, den sie Erkel nennen hörten und der Sie gleich in sein Herz eingeschlossen hat.“

Der junge Mann lieferte ein getreues Bild von dem Alten.

„Gut", sagte Friederike; „ich sehe schon, daß ich auf der rechten Fährte gewesen bin, als ich diesen Namen hörte. Sie werden einen Brief mitnehmen."

„An Erkel?"

„An ihn. Wundern Sie sich über Nichts, folgen Sie einfach wie eine Maschine meinen Rathschlägen und Sie werden bald der Besitzer von Millionen sein. Bis jetzt ist Alles nach Wunsch gegangen; Hindernisse, die sich später einstellen könnten, werden mit starker Hand beseitigt werden."

Karl erzählte nun, daß er die Schwestern belauscht habe.

„Mögen sie klagen," meinte Frau Meier, „mögen sie wähnen, es kümmerte sich Niemand um sie . . . Ich versichere auf das Bestimmteste, daß Sie, mein Freund, den Schwestern schon einen großen Dienst geleistet haben, indem Sie die Marke aufhoben, den Ring einlösten und ihn zu Ihrer Legitimation benutzten. Ich pflichte Ihnen bei: Sie müssen den armen Mädchen eine Entschädigung gewähren, wenn Sie selbst nämlich in die Lage kommen, Gerechtigkeit zu üben. Wir greifen zu jedem Mittel, das uns den Zweck er-

reichen hilft. Verbannen Sie alle Scrupel, mein Bester . . . ich bin Ihr Gewissen, Ihr Rechtsanwalt, Ihre Mutter, Ihre Vorsehung . . . Alles, was Sie wollen. Bürden Sie jede Last auf mich, machen Sie mich für Alles verantwortlich . . . ich werde es verantworten. Dafür verlange ich Nichts, als rücksichtslose Offenheit. Begehen Sie einen Fehler, so sagen Sie ihn mir; brauchen Sie Geld, so wenden Sie sich an mich . . . Aber fragen Sie nie, warum ich so handele, und welche die Beziehungen sind, in denen ich zu den betreffenden Personen stehe."

Der junge Mann ließ sich das Mahl schmecken, das die Frau servirte; ihm war wirklich eine Last vom Herzen genommen, seit er die Ansichten seiner Beschützerin gehört. Gegen zehn Uhr entfernte er sich. Am folgenden Tage, nach Tische, stattete er Herrn von Köhler den versprochenen Besuch ab. Er ward sehr freundlich aufgenommen und schied nach zwei Stunden mit der Ueberzeugung, die er gewonnen, daß Hugo von Auenheim dem neugebackenen Edelmann dasselbe war, was Friederike ihm . . . das leitende Princip. Denselben Abend noch holte er von Frau Meier den Brief für Erkel.

„Oeffnen Sie ihn nicht!" befahl sie.

„Gewiß nicht!“

„Ich erfahre es, wenn Sie das Siegel verletzen.“

Die Kälte hatte nicht nachgelassen, als Karl am nächsten Morgen über den Fluß schritt. Der Pelz war kaum dicht genug, ihn vor dem entsetzlich schneidenden Winde zu schützen, der aus Osten heranschnob. Sein Haar und der Kragen des Pelzes wurden weiß von Reif. Niemand begegnete ihm auf der öden Fläche. Erwartungsvoll betrat er den Hof, der immer noch mit den Trümmern der Verwüstung angefüllt war. Die Fenster im ersten Stocke waren verhüllt; unten aber an einem Fenster des Erdgeschosses stand Erkel, ruhig seine Pfeife schmauchend. Er nickte mit dem Kopfe und entfernte sich. Gleich darauf öffnete er die Thür. Ein Wort von ihm genügte, um den Hund zum Schweigen zu bringen. In dem Zimmer fragte er: „Was bringen Sie Neues, Herr von Baumgart?“ Karl überreichte seinen Brief. Der Alte, der eine Brille auf die Nase gedrückt, las . . . seine derben Hände begannen zu zittern, seine Augen schienen sich zu vergrößern. Er trat dem Fenster näher und las noch einmal . . . „Sie sind ein Glückskind!“ rief er. „Sagen Sie Knorring Nichts von diesem Briefe . . . Es war die höchste Zeit, daß die Frau Meier mir diese Mittheilung machte . . .

Nun kann ich Ihr Leben schützen, das in Gefahr schwebte. Knorring ist völlig wahnsinnig geworden. Sie werden ihn sehen, aber hüten Sie sich, von diesem Briefe zu sprechen!" In demselben Augenblicke trat Knorring ein. Ohne ein Wort zu äußern, feuerte er ruhig ein Pistol auf den jungen Mann ab. Karl sprang bei Seite.

„Vetter," rief Erkel, „Du bist ein schlechter Schütze! Sie aber, Herr von Baumgart, mögen ruhig sein, Ihr Großvater hat nicht die Absicht gehabt, Sie zu treffen. Nicht wahr, Vetter? Kehre in Dein Zimmer zurück, hier hast Du Nichts zu schaffen."

Der Wahnsinnige ging, wie er gekommen war.

Erkel reichte dem jungen Manne, der unverletzt geblieben, die Hand.

„Das Pistol war nicht scharf geladen. Halten Sie zu mir und ich bürge Ihnen dafür, daß Sie volle Anerkennung finden."

Neuntes Kapitel.

Zwei Mütter.

Frau Klara von Hohenstedt bewohnte zwar ein einsames, dem großen Verkehre fern liegendes Schloß, aber sie konnte sich doch eines ruhigen Lebens nicht erfreuen. Der Briefwechsel, den sie mit der Tochter unterhielt, machte ihr viel Sorgen, nicht selten schlaflose Nächte; sie würde es für ein Glück gehalten haben, wenn sie eine zuverlässige Person gehabt, mit der sie hätte berathen und beschließen können. Nach Lage der Dinge mußte sie alle Sorge allein tragen, mit sich selbst zu Rathe gehen und Schmerz und Groll in sich verschließen. Frau von Hohenstedt besaß Energie genug, um sich zu fügen und in ihren Bestrebungen nicht zu ermüden. Der Besitz des Stammschlosses war ihr höchstes Ziel, ihr heißester Wunsch. Das Glück der Tochter galt ihr weniger, sie betrachtete die Ehe als ein kontraktliches Ver-

hältniß, das je nach Umständen geschlossen und gelöst werden müsse. Diese Anschauung einer Dame muß den fühlenden und denkenden Beobachter verletzen; es liegt Frivolität und Herzlosigkeit darin, Extravaganzen, die selbst einem Manne übel anstehen. Die Wittwe von Hohenstedt war übrigens nicht so hart zu beurtheilen, wie namentlich die Leserinnen sich wohl versucht fühlen möchten, nachdem sie ihr Treiben bis hieher beobachtet; die allerdings nicht zu billigenden Grundsätze dieser Dame hatten ihr das Leben aufgezwungen, denn ihre Vergangenheit bot nur wenig Lichtpunkte. Angewiesen, seit früher Kindheit für sich zu sorgen, bald hier bald dorthin geschleudert, hatte sie eine fast männliche Selbstständigkeit erlangt, die ihr oft gute Dienste geleistet. Ihre Verbindung mit Herrn von Hohenstedt, nur der Existenz wegen abgeschlossen, hatte ihr edle und vortheilhafte Begriffe von Liebe und Ehe nicht beibringen können. Der Gemahl hatte ein wüstes, verschwenderisches Leben geführt und allen nobeln Passionen gefröhnt, bis man ihn von Haus und Hof jagte; die Gemahlin, verletzt in tiefster Seele, hatte nichts dagegen bewirken können, sie war mehr als hart abgewiesen und hatte oft den Vorwurf hören müssen: du bist ein armes Mädchen mit sehr zweifelhaftem Stammbaum gewesen. Der Tod

des Gatten hatte ihr weniger Kummer gemacht als der Verlust des schönen Gutes; sie mußte jahrelang mit schweren Sorgen kämpfen und oft gewaltsam den Ausbruch des Grolls unterdrücken, den sie über die Gewissenlosigkeit des Verstorbenen empfand. Statt für seine Familie zu erhalten, hatte er verschwendet; statt das Elend zu verscheuchen, hatte er es heraufbeschworen ... und die arme Wittwe besaß ein Kind, ein schönes, hoffnungsvolles Mädchen. Wo war nun der Vortheil, den sie von der Ehe gehofft? Aufrichtige Liebe gab es nach ihrer Ansicht nicht; die Ehe war nur eine Association, die ein vernünftiger Mensch nur dann abschließt, wenn das materielle Glück seines Lebens gesichert wird. Nach diesen Grundsätzen hatte die Dame ihre einzige Tochter verheirathet. Wäre Edmund von Köhler ein häßlicher Mann, ein vollkommner Roué gewesen, er würde in Anbetracht seines kolossalen Vermögens dennoch die Hand Selma's erhalten haben. Bei aller Vorsicht sollte der fein angelegte Plan dennoch scheitern. Edmund, vor der Hochzeit gefügig wie ein Lamm, war als Ehemann gebieterisch; er hörte weder auf die Schwiegermutter noch auf die Gattin . . . von der aufrichtigen Liebe, die zu hegen er feierlich beschworen, war schon in den Flitterwochen keine Spur mehr vorhanden. Der Gemahl

handelte nach eigenem Ermessen und hielt sogar das Versprechen nicht, das er in Bezug auf das Gut seiner Schwiegermutter gegeben.

„Ich habe unverzeihlich sorglos gehandelt," dachte die Dame; „vor der Trauung hätte ich mich der Papiere versichern müssen, dann wäre der saubere Vogel gefangen gewesen. Aber noch gebe ich die Hoffnung auf... Edmund ist stolz auf seine schöne Frau, vielleicht auch liebt er sie . . . das Gut wird mir nicht entgehen."

Ein Brief aus der Stadt brachte ihr die Nachricht, daß Hugo von Auenheim, der intimste Freund Edmund's, in dessen Hause seine Wohnung aufgeschlagen habe. Die Wittwe, sonst so argwöhnisch, wagte es, auf diesen Mann hoffend zu bauen, zumal da Selma versichert hatte, daß Auenheim seine Freundschaft durch eine Heldenthat dokumentirt habe. Frau von Hohenstedt kannte genau alle Vorgänge in dem Hause ihres Schwiegersohnes, denn die gehorsame Tochter erstattete getreulich Bericht. Es handelte sich nun zunächst darum, den Stand der Finanzen Edmund's zu erfahren. An wen sollte sie sich wenden! In der nächsten Umgebung von Hohenstedt war Niemand, der den jungen Edelmann kannte. Walter, der alte Schloßinspector, wußte nur soviel, daß das Gut bei Heller und Pfennig bezahlt war und keinerlei

Schulden oder sonstige Verpflichtungen darauf hafteten. Wäre Köhler nur der Besitzer von dem schuldenfreien Hohenstedt gewesen, man hätte ihn schon deßhalb einen reichen Mann nennen können. Die Wittwe hielt ihn für geizig und habsüchtig, darum fürchtete sie weder den nothwendigen Verkauf des Gutes noch die Verführungskünste Hugo's, den sie als einen Verschwender kannte. Als Selma schrieb, Hugo habe sich für Edmund geschlagen, dachte sie: er ist doch ein tapferer, ritterlicher Mann, schade, daß seine Grundsätze nicht besser sind. Sie gab der Tochter Auftrag, das Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Männern scharf zu überwachen und stets genau darüber zu berichten.

Gegen Mittag an einem sehr kalten Tage verließ Frau von Hohenstedt das Schloß. Wer sie in der Wintertoilette gesehen, würde sie um zehn Jahre jünger gehalten haben, als sie wirklich war. Sie machte ihre Morgenpromenade durch den großen Park, der sich, wie wir schon berichtet, dicht hinter dem Schlosse ausbreitete. Es war Sonntag. Rings herrschte feierliche Stille, da die Arbeiten auf dem Oekonomiehofe eingestellt waren. Die leichte Schneedecke war hart gefroren; die Sonne, die hell herniederschien, hatte doch nicht Kraft genug, die starre Kälte zu mildern. Bäume

und Sträucher flimmerten im matten Strahle der Mittagssonne. Die Wittwe gewann auch der Winterlandschaft Interesse ab, sie ging bis an das äußerste Ende des Parkes, wo die Treibhäuser lagen. Hagen, der Gärtner, der nach den Oefen gesehen, wollte sich entfernen; er hatte schon die Thür in der hohen Mauer verschlossen. Als er die gnädige Frau erblickte, blieb er stehen und zog den Hut.

„Haben die gnädige Frau mir einen Befehl zu ertheilen?"

„Nein, lieber Hagen."

„Wenn Sie die Treibhäuser besichtigen wollen . . ."

„Ich danke. Wie geht es Ihrer Frau, lieber Alter? Setzen Sie doch den Hut auf, es ist heute empfindlich kalt."

„Meiner Frau? Du lieber Gott, sie kann sich immer noch nicht darin finden . . ."

„Worin denn?"

„Daß unser Röschen fort ist, da hängt sie den ganzen Tag den Kopf und wenn sie allein ist, weint sie . . . Ich habe ihr schon die Leviten gelesen, habe ihr vorgestellt, daß Röschen's Entfernung durchaus nothwendig sei; aber ich predige tauben Ohren. Und unser Kind ist doch so gut aufgehoben . . . Auch

Sie haben sich ja von Fräulein Tochter trennen müssen . . .“

„Haben Sie ihr das nicht gesagt?“

„Sehr oft; aber es hilft Nichts.“

„So werde ich es ihr selbst sagen.“

„Sie, gnädige Frau?“

„Ich werde Sie begleiten.“

„Da verdienen Sie einen Gotteslohn, denn ich fürchte, daß meine Frau krank wird; sie will schreiben, daß Röschen zurückkomme . . .“

„Gehen Sie voran!“

Beide traten durch die Thür in das Freie und gingen dem Gärtnerhäuschen zu, das in kurzer Entfernung am Rande des Forstes lag.

„Mutter“, rief Hagen am Fenster, „mache rasch auf.“

Der Kopf der Alten ward sichtbar.

„Sehen Sie, gnädige Frau,“ erklärte Hagen, „sie verschließt immer die Thür, sobald ich den Rücken wende; dann setzt sie sich an den Ofen und weint. Ich habe sie durch die Scheiben betrachtet . . . ach, es ist ein wahrer Jammer!“

„Beruhigen Sie sich, alter Freund, ich werde das Meinige thun.“

„Ach, auf Sie hält meine Alte große Stücke; wenn Sie ihr keinen Trost bringen können, giebt es keine Seele, die es vermag.“

Jetzt war der Riegel zurückgeschoben und die Thür geöffnet. Mutter Hagen stand auf der Schwelle; sie war zwar sonntäglich, aber doch nachlässig gekleidet. Das Haar hing wirr unter dem schwarzen Tuche hervor, das sie locker um den Kopf geschlungen hatte.

„Unsere gnädige Frau will Dich besuchen!“ sagte Hagen. „Mache Platz, daß wir eintreten können; magst in der Stube staunen.“

Die Alte ging voran und öffnete die Thür; sie war so erregt, daß sie kein Wort sprechen konnte. In dem Stübchen brach sie in den Ruf aus:

„Die gnädige Frau bringt wohl eine Unglücksbotschaft?“

„Nein, gewiß nicht!“ versicherte die Wittwe.

„Ich habe lange keinen Brief von Röschen erhalten.“

„Aber ich kann Ihnen sagen, daß in der Stadt sich Alles wohl befindet, Alles gut geht. Frau von Köhler ist des Lobes voll über Ihre Tochter und diese weiß sich so gut zu schicken, daß sie in der kurzen Zeit eine vortreffliche Zofe geworden ist.“

Hagen hatte einen Stuhl herangerückt, auf dem sich

die Dame niederließ, ohne Muff und Pelz abzulegen. Das Mütterchen, das vor ihr stand, lächelte einige Augenblicke, dann aber trocknete sie mit der weißen Linnenschürze die Augen, während sie schluchzte:

„Ich habe mir die Trennung von Röschen viel leichter vorgestellt, und deßhalb willigte ich gern darein ... Aber es ist doch gar zu schwer, so allein zu sein ... Die Tochter fehlt mir in allen Ecken ... nicht daß ich die Arbeit scheue, die ich nun allein verrichten muß ...“

Hagen unterbrach sie ärgerlich:

„Kannst Dir eine Magd nehmen!“

„Damit ist es nicht abgethan.“

„Röschen bleibt in der Stadt, basta! Ich danke Gott, daß sie ein so gutes Unterkommen gefunden hat, und Du geberdest Dich, als ob sie in den Fluß gegangen wäre.“

„Was nicht ist, kann wohl noch geschehen!“

„Weib, Du redest irre!“

Mutter Hagen wandte sich zu der Dame:

„Gnädige Frau, ich kenne Röschen, sie ist gut, herzensgut; aber sie hat den Max Grote doch gar zu lieb gehabt, wenngleich sie nachgab, als mein Mann ihr befahl,

von dem Jägerburschen zu lassen und den Franz Herold zu heirathen.“

„Das verstehst Du nicht!“ rief der Gärtner.

„Nun wird sie in der Stadt weinen und sich Vorwürfe machen, daß sie die Schuld trägt . . . kommt nun einmal eine so schwarze Stunde über sie, dann ist sie wohl im Stande . . .“

Hagen wollte wieder auffahren, die Dame unterbrach ihn:

„Lassen Sie mich sprechen, alter Freund!“

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mich in Ihrer Gegenwart so weit vergessen konnte!“ bat er, zurücktretend.

„Liebe Frau, ich weiß den Schmerz einer Mutter wohl zu würdigen, kann mir lebhaft einbilden, wie es in Ihrer Brust aussieht . . . aber man muß auch auf den Verstand hören, der mit deutlicher Stimme spricht: Es ist Pflicht der Eltern, für ihre Kinder zu sorgen. Röschen wäre hier im Hause verkümmert . . . dort bildet sie sich heran, um ihr Fortkommen in der Welt zu finden. Die Eltern leben doch nicht ewig. Dies bedenkend, habe auch ich mich von der Tochter getrennt, dem einzigen Kinde, das ich liebe wie mein Leben. Es ist dies das unabänderliche Loos der Kinder und

der Eltern . . . Haben Sie etwa Ihre Tochter verloren?"

Das Mütterchen schüttelte weinend das graue Haupt.

„Mir ist es so!" schluchzte sie.

„Nein, Sie haben mütterlich gesorgt!"

„Unser Röschen grämt sich."

„Nein, Röschen ist frisch und munter; so schreibt mir Frau von Köhler. Haben Sie andere Nachrichten erhalten?"

Mutter Hagen konnte nur durch Weinen antworten.

„Was hast Du denn?" fragte barsch der Gärtner.

„Nichts, Nichts!"

„Es muß etwas geschehen sein, gnädige Frau. In der ersten Zeit war es doch anders, da sprach mein Weib vernünftig und billigte das, was ich gethan . . . Es steckt Jemand dahinter, ich lasse es mir nicht nehmen."

Frau von Hohenstedt redete der betrübten Mutter zu, die endlich mit der Erklärung herausrückte, daß sie sich habe die Karten legen lassen, um über die Zukunft Röschen's etwas zu erfahren.

„Mein Gott!" rief der Gärtner, „da haben wir die Bescheerung! Und was haben Dir die Karten gemeldet? Bekenne es nur!"

„Daß unserer Tochter ein großes Unglück bevorstehe, und daß sie nur zu retten wäre, wenn wir sie recht bald wieder in's Haus nehmen. Das Leben in der Stadt sei ein gefährliches Gift für schöne junge Mädchen . . .“

„Weiter Nichts?“ fragte Hagen.

Das Mütterchen kämpfte mit sich selbst.

„Doch, doch!“ flüsterte sie ängstlich.

„Heraus mit der Sprache.“

„Max Grote soll noch leben.“

„Possen, Possen!“

„Es wird fest versichert.“

„Und was wäre es denn, wenn der Mensch wirklich noch lebte?“

„Er wird unsere Tochter erschießen, die er für untreu hält.“

Der Gärtner trat näher und legte seine rauhe Hand auf ihre Achsel.

„Siehst Du, gute Alte, wie die Karten Dich belügen; schon vor Wochen haben sie die Leiche des Selbstmörders unten an der Mühle aus dem Wasser gezogen. Sie hat lange auf dem tiefen Grunde gelegen, wie dies immer zu geschehen pflegt . . . Nein, hätten wir auch nicht die Kleider und das Gewehr

Grote's am Ufer gefunden, die Leiche würde Gewißheit gebracht haben."

„Liebe Frau," sagte die Edeldame, „es ist für mich von Interesse zu erfahren, wer Ihnen die Karten gelegt hat . . . Wer ist denn die Person, die so seltsame Geheimnisse zu erspähen weiß?"

„Ich darf es nicht verrathen, gnädige Frau!"

„Warum nicht?"

„Weil ich es gelobt habe."

„Um eine Betrügerei nicht an das Licht zu ziehen."

„Es ist keine Betrügerei," meinte die Alte.

„Wir wollen daran glauben, wenn Sie uns offen bekennen, von wem die Prophezeihung ausgeht."

Nach vielem Zureden erklärte Mutter Hagen:

„Die Leichenfrau des Dorfes hat mir die Karten gelegt."

„Wie," rief der Gärtner, „die alte Buchholz?"

„Ja, ja!"

Hagen war plötzlich still geworden.

„Was haben Sie?" fragte die Dame, der die Veränderung des Gärtners nicht entgangen war.

„Ich spreche nicht mehr darüber," meinte der alte Mann. „Frau," fuhr er auf, „wie kommt das Leichenweib in unser Haus? Wer hat die Buchholz gerufen?"

„Sie ist nicht gerufen.“

„So bist Du wohl bei ihr gewesen?“

„Ja.“

„Und das geschieht hinter meinem Rücken?“

„Zanke nicht mit mir, lieber Mann, ich bin in der besten Absicht zu der Frau gegangen, die für ihre Kunst keine Bezahlung nimmt. Hätte sie mir Günstiges prophezeit, so wäre ich fröhlich und guter Dinge gewesen . . . magst es nur glauben, die Buchholz sieht weiter als wir Alle. Ich könnte Dir mehr als einen Fall anführen, in dem sie die Wahrheit gesagt hat.“

Die Edeldame sah den alten Gärtner erstaunt an.

„Hagen,“ rief sie, „mir scheint, daß auch Sie betroffen sind!“

„Nein, gnädige Frau, gewiß nicht; ich kann nur das Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß meine Alte sich an eine Person wendet, die von den Bauern nicht gern gesehen wird. Wer irgend kann, geht ihr aus dem Wege. Und das Alles erfahre ich erst heute . . . Wahrlich, man möchte die Geduld verlieren.“

Frau von Hohenstedt sprach noch einige ernste Worte zu der Gattin ihres Gärtners, hob hervor, daß es dem Auge des Sterblichen unmöglich sei, in dem Buche des Schicksals zu lesen, und bat schließlich, man möge Ver-

trauen setzen in Frau von Köhler, deren Pflicht es sei, über Röschen zu wachen. Dann nahm sie Abschied und ging. Hagen begleitete sie bis an die Gartenthür. Unterwegs sagte die Schloßherrin:

„Die Buchholz hat auch Ihnen Schrecken eingejagt, gestehen Sie es nur!“

„Gnädige Frau, ich denke wohl, daß ich von Aberglauben frei bin und die Mährchen alter Weiber belache; aber die Buchholz ist doch eine Person, die man nicht so leicht nehmen darf. Ich wollte es in Gegenwart meiner Frau nicht merken lassen . . .“

„Demnach hatte ich doch Recht?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Sie müssen doch einen Grund haben, der Sie veranlaßt, die Frau zu respektiren.“

„Den habe ich,“ versicherte Hagen mit ernster Miene.

„Darf ich ihn wissen?“

„Herr Meier, der vorige Gutsbesitzer, hatte von der Wahrsagerei der Buchholz gehört; anfangs lachte er darüber, dann aber plagte ihn die Neugierde, zu erfahren, was die Alte durch ihre Kunst wohl vermöge. Eines Abends mußte ich ihn begleiten.“

„Wohin?“

„Zu der Buchholz, die dort unten neben dem Gottesacker des Dorfes wohnt. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ihm einmal von der Buchholz erzählt hatte, als er mich in den Treibhäusern besuchte. Wir gingen zu Fuß durch den Forst und waren eine Viertelstunde später im Dorfe. Die Sonne stand schon sehr tief, es war dämmerig. Die Buchholz, eine sehr fromme Frau, saß gerade bei der Bibel, als wir ankamen. Ich sagte, wen ich brächte und Herr Meier stellte sein Anliegen; er wollte wissen, was in der nächsten Zeit ihm beschieden sei. Die Alte ließ sich nicht lange nöthigen, sie holte die Karten und begann sie zu legen. „Hüten Sie sich vor dem ersten November!" sagte sie. „Nichts weiter?" fragte Herr Meier. Die Leichenfrau weigerte sich, ihm Alles zu sagen, was sie in den Karten gelesen hatte. Herr Meier, ein dicker Mann, lachte hell auf... „Denken Sie denn, daß ich an Ihren Hokuspokus glaube?" Da antwortete die Buchholz: „Machen Sie sich fertig zu der letzten Reise; am ersten November werden Sie eine Leiche sein!" Wir gingen nach dem Gute zurück und Herr Meier lachte nicht mehr. Den ganzen Herbst führte er ein sehr lustiges Leben, gerade als ob er den letzten Rest noch wacker genießen wollte ... Als die Gläubiger am ersten November kamen, um

ihn in Schuldhaft zu nehmen, war er eine Leiche . . . Man sagte, der Schlag habe ihn getroffen. Sehen Sie, gnädige Frau, seit dieser Zeit ist mir die Buchholz schrecklich geworden. Auch der alte Walter, der Schloß-Inspektor, sucht sie zuweilen auf . . . Fragen Sie ihn, er wird bestätigen, was ich Ihnen so eben gesagt."

An der Thür des Gartens blieb die Dame stehen.

„Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, lieber Hagen, so lassen Sie Röschen in der Stadt, suchen Ihre Frau zu beruhigen und setzen sich über die Wahrsagerei hinweg, die dem gesunden Menschenverstande widerstreitet. Die Buchholz ist entweder eine sehr dumme oder eine sehr listige Frau."

„Aber was sie prophezeit hat, ist doch eingetroffen."

„Der Zufall mag ihr zuweilen günstig gewesen sein; nur dies ist die Erklärung des Räthsels."

Frau von Hohenstedt betrat den Park; Hagen schloß die Thür und trat den Rückweg nach seinem Häuschen an.

„Nein," murmelte er vor sich hin, „es ist doch etwas an der Geschichte! Wäre nur meine Frau nicht bei der Buchholz gewesen! Und ich habe auch nicht gleich daran gedacht . . . Nun muß ich mich stellen, als ob

ich mit der gnädigen Frau einerlei Meinung hätte ... ach, daß ich auf meine alten Tage noch so etwas erleben muß!"

Als er sein Stübchen betrat, saß die Alte weinend neben dem Ofen.

„Mutter," sagte er ruhig, „sei doch gescheidt! Frau von Hohenstedt ist eine gebildete, kluge Dame, die der Buchholz Alfanzereien verlacht. Wie manches Wort mag das Leichenweib gesprochen haben, das nicht eingetroffen ist. Es war eine große Dummheit, Dir die Karten legen zu lassen. Nein, es ist Frevel, es ist eine unverzeihliche Sünde! Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich, keines Menschen Auge kann sie ergründen, zumal das Auge einer alten Bauernfrau. Willst Du mir nun eine rechte Liebe erweisen, so denkest Du nicht mehr an die Thorheit, besorgst ruhig Dein kleines Hauswesen und vertrauest dem lieben Gotte, der alle Dinge zum Besten wendet."

„Du hast gut reden!" schluchzte das Mütterchen.

„Warum ich gerade?"

„Du bist ein Mann."

„Glaubst Du, ich habe meine Tochter nicht eben so lieb als Du sie hast? Was soll aus ihr werden in unserm Hause? Der traurige Vorfall mit den beiden

Jägern, an dem wir Alle unschuldig sind, hat unser Röschen in Mißkredit gebracht. Sollst nur die Bauern hören, wie sie darüber sprechen. Ich habe abscheuliche Dinge hören müssen, die ich Dir nicht einmal mittheilen kann. Es ist gut, recht gut, daß Röschen eine Zeit lang in der Stadt lebt. Jetzt bringe das Mittagsbrod, mich hungert!"

Mutter Hagen holte die Speisen aus der Küche, die sie auf den schon gedeckten Tisch setzte.

„Nun, Alte, sei frohen Muthes!" rief der Gärtner. „Wir werden an Röschen unsere Freude noch erleben. Hast ja gehört, daß die Herrschaft mit ihr sehr zufrieden ist."

Das Mütterchen gab sich Mühe zu lächeln.

„Ich will mein Möglichstes thun!" flüsterte sie.

Der Gärtner hatte sich gesetzt und speiste.

„Unser Kind ist auch viel zu gut für einen Bauer."

„Aber Max Grote . . ."

„Sprich nicht von dem, Mutter!"

„Ich habe ihn stets gern gehabt."

„Den hergelaufenen Menschen?"

„Sein Vater war Pfarrer."

„Meinetwegen."

„Und wenn der Franz ihm nicht geschadet hätte . . ."

„War der Franz ein Spitzbube, so hat er seinen Lohn dahin; über Max spreche ich nicht mehr... wer einen Menschen erschießen kann, und wäre es sein Todfeind, ist ein Bösewicht. Siehst Du, alle diese Dinge hat die Buchholz nicht prophezeit . . ."

„Weil sie Niemand darum befragt hat."

Dagegen konnte der Gärtner Nichts einwenden.

„Mögen beide ruhen," sagte er ernst; „lieb ist es mir, daß Röschen frei geblieben. Sie wird schon einen Mann bekommen, der ihr mehr zusagt als die Jäger."

Schweigend vollendeten die Gatten das Mahl. Während die Frau den Tisch abräumte, setzte sich der Mann in den Lehnstuhl, um das gewohnte Mittagsschläfchen zu halten. Mochte er auch die Hausmütze über die Augen rücken, die Füße lang ausstrecken und die gefalteten Hände auf die Brust legen . . . der Schlaf wollte sich nicht einstellen; Vater Hagen war zu sehr mit der Buchholz beschäftigt, deren Prophezeihungen gänzlich zu bezweifeln er nicht wagte. Der Gärtner gehörte zu den Menschen, die an geheime Naturkräfte glauben, obgleich sie es nicht zugeben wollen. Er glaubte an Pflanzen, die eine besondere Heilkraft besitzen und daraus folgerte er, daß es auch Menschen geben könne, die unbewußt mit seltsamen Fähigkeiten ausgerüstet seien. An diese

Dinge dachte Hagen, und darum konnte er nicht schlafen. Röschen lag ihm zu sehr am Vaterherzen, als daß er die angeregten Befürchtungen leicht unterdrücken konnte.

„Schläfst Du denn noch nicht?" fragte die eintretende Frau, die sah, daß er unruhig seine Lage veränderte.

„Ich habe Rheumatismus in der Schulter."

„Mußt Dich warm halten."

„Wird schon vorübergehen. Bist Du fertig mit der Küchenarbeit?"

„Ja."

„So setze Dich an Deinen Platz und schlafe."

„Ich wollte eigentlich den Kaffee noch besorgen..."

„Magst es später thun; heute ist's Sonntag, ich gehe nicht zur Arbeit."

„Das Feuer ist mir ausgegangen, obgleich ich Holz nachgelegt hatte, und das Holz ist doch sehr trocken."

Der Gärtner schob die Mütze aus den Augen.

„Frau, soll das wieder eine Bedeutung haben?"

Mutter Hagen setzte sich auf die andere Seite des Ofens, wo ein alter, mit weichen Decken belegter Korbstuhl stand.

„Nein," murmelte sie, „nein!"

„Ist auch Thorheit.“

„Du bist nun einmal der ungläubige Thomas, Alter; aber es wird schon die Zeit kommen, daß Dir der Glaube in die Hand gethan. Ach, ich bin recht müde!“

„So schlafe, gutes Weib; wir haben heute Nichts mehr zu besorgen.“

Nun ward es still in dem Stübchen; nur das Ticken der kleinen Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür hing, ließ sich vernehmen; draußen regte sich kein Windhauch, die starke Kälte schien auch die Luft in Fesseln geschlagen zu haben, daß sie still stand.

Hagen schlummerte nach einiger Zeit doch ein; seine Lebensgefährtin gewahrte es, sie flüsterte vor sich hin:

„Mein Mann hat Recht, ich mache mir zu viel Sorgen und verbittere mir das Leben mit Befürchtungen, die vielleicht nie eintreffen. Ach Gott, ich kann mich ja nicht anders machen, als ich bin . . . Röschen steht mir immer vor Augen, bald in dieser, bald in jener Gestalt . . . mir träumen oft erschreckliche Dinge. Die verflossene Nacht bin ich zweimal aufgewacht, weil ich die Buchholz vor mir sah . . . sie wollte mir etwas sagen, aber mein Mann herrschte sie grob an und wies sie fort. Dann erschien sie wieder

und winkte, daß ich zu ihr kommen möchte . . . Vor Schrecken erwachte ich. Das hat etwas zu bedeuten, denn Träume sind nicht immer Schäume . . ."

Die gute Alte entschlummerte sanft. Die Stille in dem Stübchen und die milde Wärme, die dem Ofen entströmte, beförderten den Schlaf der beiden alten Leute. Ihr Gewissen war ja rein, sie hatten sich keine Vorwürfe zu machen; Gram und Sorgen aber entschlummern mit dem müden Körper. Eine Stunde mochte verflossen sein. Das Tageslicht draußen war schon matt geworden, da ein dichter Nebel sich gebildet hatte. Es schien, als ob die Dämmerung schon angebrochen wäre. Da erwachte Mutter Hagen. Sie rieb sich die Augen und sah nach dem Fenster, an dem sich ein leises Klopfen vernehmen ließ.

„Wer ist denn da?" fragte sie leise.

Sie erhob sich und schwankte durch das Stübchen.

Hinter der aufgethaueten Fensterscheibe zeigte sich der Kopf einer Frau. Es war ein seltsamer und zugleich schrecklicher Kopf. Das Gesicht desselben war voll und rund, die fleischigen Wangen waren dunkel geröthet und die großen Augen glühten wie Kohlen. Eine schwarze Mütze, besetzt mit einer groben weißen Spitze, bedeckte das Haupt, dessen graues Haar wirr in

die Schläfe hing. Die Nase war plump und breit; der Mund, der durch aufgeworfene bläuliche Lippen gebildet ward, war unverhältnißmäßig breit. Hätte nicht ein weißes Tuch die Brust dieser Person bedeckt, man würde sie für einen Mann gehalten haben.

Wie ein regungsloses Bild stand sie hinter dem Fenster.

„Die Buchholz!“ schrie Frau Hagen auf.

Sie klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch, um nicht zu Boden zu sinken.

Der Gärtner erwachte.

„Was ist's?“ fragte er.

Das Mütterchen deutete mit der zitternden Hand nach dem Fenster.

„Die Buchholz!“ stammelte sie.

Auch Hagen ward von Schrecken ergriffen, als er das Gesicht der allgemein bekannten Leichenfrau erblickte; die Vorwürfe, die er seiner Gattin machen wollte, erstarben ihm auf der Zunge.

Jetzt klopfte es zum zweiten Male.

„Hörst Du, hörst Du?“ flüsterte die bebende Alte. „Ich glaubte anfangs, daß wieder ein Traum mich täuschte . . .“

Der Gärtner raffte sich zusammen. Er begriff

nicht, wie das Weib dazu kam, bei ihm anzuklopfen. Entschlossen trat er an das Fenster.

„Was wollt Ihr denn?"

„Ich bin bestellt!" antwortete eine tiefe Weiberstimme.

„Zu wem denn?"

„Zu Euch, Meister Hagen."

„Zu mir?"

„Sonst wäre ich wohl nicht gekommen."

Ein Schauder rüttelte den Gärtner.

„Setze Dich ruhig nieder," sagte er zu seiner Gattin; „ich werde die Sache schon aufklären. Das Weib ist gewiß berauscht."

Die Frau sank zitternd auf einen Stuhl.

„Laß mich nicht allein, Mann!" bat sie.

„Ich komme gleich zurück."

„Die Buchholz soll unsere Schwelle nicht betreten, fertige sie draußen ab . . . O, mein Gott, was bedeutet denn das Alles?"

Der Gärtner ging hinaus und schob den Riegel an der Thür zurück. Da stand das Weib in der sonntägigen Kleidung; es trug einen schwarzen Rock und über dem schwarzen Wams ein weißes Tuch. Den Kopf der Leichenfrau haben wir schon beschrieben.

Ihre Hände staken in einem kleinen Muff von schwarzem Tuche. Die kurze dicke Frau füllte den ganzen Raum der Thür aus.

„Wer hat Euch bestellt?" fragte der Gärtner.

„Hier ist der Zettel."

Die Frau holte ein Stück Papier aus dem Muff und reichte es dem Gärtner. Dieser las die mit starken Zügen geschriebenen Worte: „Kommt gleich zu dem Schloßgärtner, es giebt zu thun."

„Was soll das?"

„Den Zettel fand ich auf meinem Fenster, als ich aus der Nachmittagskirche kam."

„Ich bedarf, Gott sei Dank, Eurer Dienste nicht! Das ist eine Chikane, eine Abscheulichkeit, die bestraft werden muß."

„Ihr begreift wohl, daß ich meine Schuldigkeit thun mußte."

„Ja wohl, geht ruhig heim, man hat mir einen bösen Streich spielen wollen."

„Aber ich wüßte doch nicht . . ."

„Jeder Mensch hat seine Feinde und die Bauern im Dorfe sind sehr böse Leute. Sprecht über die traurige Geschichte nicht, ich muß sorgen, daß meine arme Frau Nichts davon erfahre . . . Uebrigens werde

ich in den nächsten Tagen zu Euch kommen, habe so Mancherlei mit Euch zu besprechen . . . Ihr versteht mich doch?"

Die Alte nickte mit dem Kopfe und ging.

„Es ist Nichts", sagte Hagen, als er in das Stübchen trat. „Die Buchholz hat geglaubt, wir wollen uns die Karten legen lassen . . . Das Weib sucht Geschäfte zu machen, man kann es ihr bei der theuern Zeit nicht verdenken. Weiß sie doch, daß Du eine abergläubische Person bist, von der sich schon ein Stück Geld erlangen läßt."

Frau Hagen schüttelte den Kopf und ging in die Küche.

Der Gärtner stand sinnend am Fenster; er sah der Buchholz nach, deren schwarze Gestalt über die weiße Schneedecke schwebte. Sie wollte eben links in den Forst biegen, als ein Mann zu ihr trat, den Hagen als den Schloßinspector Walter erkannte. Was hatte dieser mit der Buchholz zu schaffen? Der Gärtner trocknete den Schweiß von der Glasscheibe und beobachtete. Die Beiden sprachen noch eine Minute mit einander, dann gingen sie der Mauer zu, die den Park umgab. Hagen öffnete das Fenster und bog sich hinaus. Walter öffnete die Thür, ließ die Alte eintreten und folgte ihr.

„Jetzt erkläre ich mir das Räthsel!“ dachte der Gärtner. „Walter besitzt den Schlüssel zu der Pforte, er hat die Buchholz aus meinem Hause abholen wollen, um sie heimlich in das Schloß zu führen. Der Herr Inspector ist ein wenig zu spät gekommen. So wird es sein. Ich will mein Weib beruhigen.“

Er ging in die Küche und es gelang ihm wirklich, die schmerzlich erregte Frau zu beruhigen; sie meinte aber doch, daß auch andere Leute die Wahrsagerei der Buchholz glaubten. „Dumme Leute giebt es überall!“ war seine Antwort. Der Gärtner hatte den Zusammenhang der Dinge ganz richtig gedeutet. Walter führte die Buchholz, die er durch den Zettel hatte bestellen lassen, um sie von dem Gärtner abzuholen, durch den Park in eins der Gewächshäuser. Der Inspector besaß ja zu allen Thüren den Schlüssel.

„Liebe Frau,“ sagte er hier, „ich habe Sie bestellen lassen, daß Sie die Karten legen.“

„Ihnen, Herr Inspector?“

„Nein.“

„Wem sonst?“

„Einer Dame, die unerkannt bleiben will.“

„Ich verrathe keinen Menschen.“

„Fragen Sie auch nicht, wer die Dame ist.“

Die Buchholz lächelte.

„Sie brauchen mir dies Alles nicht zu sagen, denn ich frage meine Karten, wenn ich etwas wissen will.“

„Nehmen Sie diesen Thaler für Ihre Bemühung an.“

Der Inspector überreichte der Frau ein Geldstück.

„Sie führen doch die Karten bei sich?“

„Immer.“

„So warten Sie, die Dame wird sogleich erscheinen.“

Walter hatte sich entfernt.

„Einer Dame soll ich prophezeihen,“ murmelte die Buchholz vor sich hin; „meinetwegen, es ist ja nicht das erste Mal, daß vornehme Leute zu mir kommen. Sogar ein Fürst hat meine ärmliche Wohnung betreten; ah, von ihm habe ich ein gutes Geschenk erhalten. Wenn meine Kunst mir nicht zuweilen Einnahmen brächte, so müßte ich Noth leiden. Die Bauern hier zu Lande werden alt wie Methusalem, sie wollen nicht fort in die andere Welt. Seit sechs Wochen habe ich keine Leiche gehabt . . . das halte ein Anderer aus. Wie warm es hier ist.“

Frau Buchholz sah sich um.

„Dies ist also ein Treibhaus! die schönen Blumen,

die mitten im Winter blühen, und die gelben Früchte dort . . . Alles riecht und duftet. In diesem Hause wohnt nicht einmal Jemand, und doch ist es so schön warm . . . Wieviel arme Leute giebt es, die frieren müssen."

Die Buchholz befand sich in einer Abtheilung des Treibhauses, die eine Art Vorzimmer bildete, das mit einem Tische, mit einem kleinen Sopha und einigen Stühlen ausgestattet war. Die Glasthür, die nach der Tiefe führte, stand offen, durch das Glasdach, das hier von seiner Strohhülle befreit war, fiel soviel Licht, daß sich alle Gegenstände genau unterscheiden ließen. Hier und dort standen einzelne Prachtexemplare von Blumen und Gewächsen, welche die Aufmerksamkeit des Dorfleichenweibes erregten. Eine fast unheimliche Stille herrschte in dem warmen Raume. Von Zeit zu Zeit senkte sich ein Blatt oder ein Zweig, daß ein ganz leises Knistern entstand. Plötzlich ward die Thür geöffnet, die in das Freie führte. Eine dicht in Pelz gehüllte Dame trat ein. Es war Frau von Hohenstedt. Sie erschrak, als sie die sonntäglich gekleidete Frau sah mit dem runden, stark gerötheten Gesichte.

„Guten Abend!" grüßte das Weib mit tiefer Stimme.

„Sie sind die Frau Buchholz?“

„Ja, jung und alt kennt mich . . . auch der Herr Inspector, der mich hat rufen lassen. Sie täuschen sich nicht, können dreist mit mir sprechen. Daß ich verschwiegen bin, versteht sich von selbst, da sonst mein Prophezeien nicht einträfe. Aber auch Sie dürfen nicht sprechen, sondern müssen ruhig warten... Ich sage es Ihnen im Voraus, das Plaudern oder wohl gar Spotten thut nicht gut.“

Frau von Hohenstedt hatte einen schwarzen Schleier über das Gesicht gezogen, daß ihre Züge nicht zu erkennen waren.

„Wollen Sie mir über einen Punkt Auskunft geben?“ fragte sie.

„Wenn ich es kann.“

„Ich frage nicht aus Neugierde; ich möchte nur wissen, ob ich wirklich dem vertrauen darf, was Sie mir aus den Karten lesen.“

„Fragen Sie.“

„Man sagt, Sie seien besonders dazu berufen, in die Zukunft zu sehen.“

Die großen Augen der Frau, die roth umrandet waren, glüheten.

„Das ist wahr, meine Dame. Alles, was ich bis-

her aus meinen Karten prophezeit habe, ist eingetroffen . . . Gutes und Böses, große und kleine Dinge . . . Ich bin nun über sechzig Jahre alt und habe viel erlebt . . . Sehen Sie, ich habe nur mit Todten zu thun . . . da trete ich oft in Verbindung mit der Geisterwelt. Ich behandle meine Leichen gut, und dafür sind die geschiedenen Geister dankbar; sie offenbaren sich mir durch die Karte und durch sonstige Vorkommnisse. Ich weiß immer schon einen Tag zuvor, wenn ich einen Todten für das Grab vorbereiten soll. Da klopft es dreimal an meine Hausthür . . . Eins, zwei, drei! Dann weiß ich schon, was es bedeutet. Früher habe ich geöffnet, um nachzusehen, wer da sei . . . aber es war Niemand da. Seit der Zeit öffne ich gar nicht mehr. Aber ich richte mich darnach und bleibe zu Hause. Andern Tags kommt auch sicher ein Bote, der mich ruft. Ich kann Ihnen noch mehr sagen. Einmal klopfte es stärker als gewöhnlich, es klopfte nur zweimal . . . da ging ich doch zu öffnen. Wer stand draußen in der Abenddämmerung? Ein stattlicher Herr mit leichenblassem Gesichte, der ein Gewehr in der Hand hielt." „Kommt morgen Abend in das Schloß!" sagte er mit dumpfer Stimme. Dann verschwand er wie ein Schatten. Den folgenden Abend hatte ich den Gutsherrn

unter meinen Händen, der plötzlich gestorben war. Ich erkannte gleich, daß es derselbe war, der mich gerufen hatte. Sehen Sie, meine Dame, die Personen, die nicht krank liegen und plötzlich sterben, die rufen mich in der Regel selbst. Es kommt nicht oft vor, aber drei Fälle habe ich doch schon gehabt."

„Drei Fälle?" fragte Frau von Hohenstedt.

„Ja, gut gezählt. Ich habe ein scharfes Gedächtniß."

„Welche sind denn diese Fälle?"

„Ich will Ihnen nur den letzten mittheilen, der im vorigen Herbste passirt ist. Da klopft es auch zweimal und wer steht vor der Thür? Der Jäger Franz Herold ... Er legte die Hand an den Kopf, winkte mir zu und verschwand. Tags darauf war er erschossen. Der Max Grote ist nicht gekommen, weil er in dem Strudel liegt und meiner Dienste nicht bedurfte. Sie sehen, meine Dame, daß es unerklärliche Dinge in der Natur giebt. Fragen Sie den Todtengräber, der wird Ihnen erzählen, daß seine Schaufeln und Hacken durcheinander rasseln, wenn ein Begräbniß in Aussicht steht."

„Und das Alles ist wahr?" fragte Frau von Hohenstedt mit unsicherer Stimme.

„Glauben Sie es oder glauben Sie es nicht, ich

kann es beschwören. Was hätte ich denn davon, wollte ich Lügen unter die Leute bringen? Mit so ernsten Sachen darf man keine Frevel treiben, denn jeder Frevel wird bestraft, ist es nicht hier, so ist es dort."

Die Buchholz hatte ihre Karten aus dem Muff gezogen; sie sah sich nach dem Tische um, der neben dem großen Glasfenster stand.

„Wenn's beliebt, fangen wir an, es wird sonst dunkel."

Frau von Hohenstedt war unschlüssig geworden. Die Leichenfrau erschien ihr unheimlich, entsetzlich. Das harte geröthete Gesicht derselben mit den kugelrunden Augen glich dem eines Mannes. Und nun wurden die Hände sichtbar, die gräßlichen Hände, deren Beschäftigung sie kannte. An dem Goldfinger der linken Hand des Weibes stak ein großer Eisenring von plumper Form. Auf der abgeschliffenen Platte dieses Ringes ließ sich ein Anker und ein Kreuz erkennen.

„Sie brauchen mir besondere Fragen nicht vorzulegen", meinte ruhig die Buchholz; „es sei denn, daß Sie über einen eigenen Fall Auskunft wünschten."

„Wohlan denn", sagte die Dame mit fester Stimme, „da ich mir einmal vorgenommen, Ihre Kunst kennen

zu lernen, so befragen Sie die Karten um das, was mir in meiner Familie droht."

Die Buchholz sah sie schmerzlich lächelnd an.

„Meine Kunst?" fragte sie in bedauerlichem Tone.

„Nun ja."

„Es ist keine Kunst."

„Was ist es sonst?"

„Eine Begabung, die nicht jedem Menschen wird. Als ich noch nichts zu thun hatte mit den Todten, verstand ich den Sinn nicht, der in den Karten liegt."

„Und jetzt verstehen Sie ihn?"

„Ei freilich! Ich erblicke in den Bildern die Gegenstände und die Menschen, die mit Ihnen in Berührung kommen. Oft verschwinden die Kartenbilder ganz und gar, dann stehen Worte da, die mir die Ereignisse ansagen. Nein, meine liebe Dame, das ist keine Kunst, das ist eine Begabung, die ich von der Natur erhalten habe. Ich fordere nie Geld für meine Dienstleistungen und nehme nur das, was man mir aus freiem Willen schenkt. Arme und reiche Leute haben Ansprüche auf meine Begabung. Wenn ich einmal todt bin, kann Niemand meine Stelle ersetzen. Wunderbar bleibt es, daß ich über mich selbst keine Auskunft erhalte, denn die Karten sehen schwarz aus, sobald ich sie in Bezug

auf meine Person befrage. Ich kann auch nicht alle Karten dazu brauchen.“

„Warum nicht?“

„Weil die Karten ein Jahr im Grabe gelegen haben müssen und zwar bei einem Selbstmörder. Dann gehören sie zusammen wie die Farben des Regensbogens und sie sind nicht mehr zu trennen. Wie oft habe ich ein Blatt verloren . . . ich legte die anderen während der Nacht unter mein Kopfkissen und Morgens war die fehlende Karte wieder dabei. Wie dies geschieht, kann ich Ihnen nicht sagen, da ich es selbst nicht weiß.“

Das Weib nahm einen Gartenstuhl und setzte sich an den Tisch, der durch das Fenster eine schwache Beleuchtung erhielt.

„Sie wollen also wissen, ob Sie in Ihrer Familie Glück haben?“

„Ja!“ antwortete Frau von Hohenstedt.

Die Buchholz legte sämmtliche Karten in sieben Reihen auf die Marmorplatte des Tisches. Dann faltete sie die Hände, die sie vor sich niederlegte und betrachtete mit starren Blicken die beschmutzten Blätter.

„Sie sind Wittwe!“ murmelte sie.

„Ja!“

„Ihr Mann ist eines gewaltsamen Todes gestorben.“

Die Dame zuckte heftig zusammen; sie brach in die Worte aus:

„Wer sagt das?"

„Meine Karten."

„So lügen diese Karten. Ich weiß Nichts davon .. Mein Gemahl ist nach einem kurzen Krankenlager gestorben . . ."

Die Wahrsagerin ließ sich nicht stören.

„Der Mann ist an Gift gestorben, das ihm ein Freund beigebracht hat."

Frau von Hohenstedt lehnte sich an das Fenster.

„Wer ist der Thäter?" stammelte sie mit erstickter Stimme. „Wenn die Karten Alles verrathen, müssen sie auch den falschen Freund nennen!"

Die Buchholz hob langsam die Hände empor.

„Geduld, Geduld! Die Zeichen sind noch verschwommen, sie müssen sich erst gestalten!"

Sie breitete wiederum die Hände aus und wartete einige Augenblicke.

„Die Blätter werden schwarz", flüsterte sie; „ich darf heute nicht weiter forschen, der Verbrecher soll noch nicht entdeckt werden. Nun müssen wir dreimal sieben Tage verstreichen lassen, ehe ich wieder anfrage. Jetzt weicht die schwarze Farbe . . . ich erkenne die

Bilder wieder . . . Dort erscheint ein junger Mann, Ihr Sohn . . ."

„Ich habe keinen Sohn!"

„Er steht am Rande eines Flusses, der sehr tief ist und trübes Wasser hat . . . Ein Schäflein lockt ihn weg, er geht weiter. Das weiße Schaf bedeutet Glück!"

Nun schwieg die Buchholz. Sie berührte mit dem Finger, an dem der Ring stak, einzelne Karten.

„Gut, gut!" murmelte sie. „Meine Dame, Sie haben auch eine Tochter?"

„Eine gute, eine schöne Tochter!" rief die Dame exaltirt.

Mit blonden Haaren und blauen Augen . . . ah, sie ist verheirathet!"

„Seit einem halben Jahre."

„Dort steht ihr Gemahl, ein schöner Mann."

Die Alte unterbrach sich plötzlich.

„Was ist's?" fragte Frau von Hohenstedt, die sich selbst zu vergessen schien. „Was ist's? Steht meiner Tochter ein Unglück bevor? Wird ihre Ehe eine traurige werden? Sagen Sie mir Alles, Alles . . . Meine Selma liegt mir am Herzen!"

Die Wahrsagerin berührte wiederum einige Karten mit der Spitze ihres plumpen Fingers.

„Ich muß noch warten, es zeigt sich eine graue Farbe! Sie wird hell, sie verschwindet . . . die junge Frau wird großen Kummer erleben . . . der Mann verläßt sie . . . dort steht ein zweiter Mann . . . Nun wird es wieder schwarz . . . Ich soll Nichts erfahren.“

„Ein zweiter Mann, sagen Sie?“

„Ja!“

„Wer ist dieser Mann?“

„Ihr Bruder. Hier steht ein Sarg . . . das bedeutet Tod. Sie werden bald ein Familienmitglied verlieren. Durch seinen Tod kommt ein lange verborgenes Verbrechen an den Tag. Hüten Sie sich vor Ihrem Sohne, er wird Sie verderben, daß Sie ganz arm werden.“

Die Buchholz schob ihre Karten zusammen und erhob sich.

„Gute Nacht!“ sagte sie kalt.

Draußen empfing sie Walter, der sie durch die Thür in der Mauer entließ. Beide sprachen kein Wort, sie grüßten sich nicht einmal, als sie sich trennten.

Frau von Hohenstedt starrte düster in das Innere des Gewächshauses, aus dem ihr eine warme Luft entgegenströmte.

„Ein schreckliches Weib!“ flüsterte sie. „Was soll

ich davon denken? Unter den verworrenen Dingen, die ich gehört, befindet sich manches Körnlein Wahrheit. Sollte die Alte wirklich aus den Karten gelesen haben, was bisher ein tiefes Geheimniß gewesen und, wie ich hoffe, auch bleiben wird? Es streift ans Wunderbare! Die Angst macht mich abergläubisch und schwach . . . Bah, Gedanken-Associationen, die der Zufall gefügt!"

Sie konnte doch das Grauen nicht verscheuchen, das sich ihrer bemächtigt.

„Oh, oh," rief sie leise, „wenn es doch eine Verbindung gäbe zwischen den Lebenden und den Todten! Wenn eine Wunderkraft sich hier und dort offenbarte, die uns an eine Gerechtigkeit mahnt? Die gebildete Dame zittert vor den Alfanzereien einer Bauernfrau! Bin ich denn nicht mehr dieselbe, die ich so lange gewesen? Wo ist mein Muth, meine Kaltblütigkeit, meine Philosophie? Was ist denn eigentlich geschehen, das mich in Schrecken setzen könnte? Die Neugierde, nur diese trieb mich, die berüchtigte Wahrsagerin zu hören. Jetzt habe ich sie gehört, habe mich von der Unklarheit ihrer Worte überzeugt . . . und nun zittere ich wie die Gärtnersfrau, die über den engen Kreis ihres häuslichen Lebens nicht hinauszublicken vermag. Soll der Pöbelwahn auch die aristokratische Dame bethören? Den

Kampf, den ich mit Menschen und Verhältnissen begonnen, werde ich durchführen . . . Wer hat mir die Waffen aufgezwungen, deren ich mich bediene? Die eigenen Eltern, die nach denselben Grundsätzen handelten, die ich mir zu eigen gemacht. Und wie ich denken viele, die um ihre Existenz kämpfen müssen. Eine Frau kann nicht durch Gewalt wirken, sie muß sich der List bedienen, wenn sie von dem sogenannten stärkeren Geschlechte nicht zu Grunde gerichtet werden will."

Nach einer Pause fügte sie hinzu:

„Ich habe einen ungünstigen Ort zu der lächerlichen Procedur gewählt . . . ein freundliches Zimmer würde mich weniger geschreckt haben! Ach, die Menschennatur hat doch zuweilen ihre schwachen Stunden . . ."

Die Thür des Gewächshauses ward geöffnet. Der Schloßinspektor, der sich in einen großen Pelz gehüllt hatte, trat ein.

„Walther, sind Sie es?"

„Ja, gnädige Frau!"

Der Greis blickte seine Herrin forschend an.

„Die Buchholz scheint mir ein schlaues Weib zu sein."

‚Sie halten das Weib für schlau?"

‚Ihre Wahrsagerei aus den Karten ist der Ausfluß

dieser Schlauheit. Man kann ihre Worte nach Belieben deuten."

Der Brust des Alten entwand sich ein tiefer Seufzer.

„Nein, nein, gnädige Frau! Mag man von der Buchholz halten, was man will, ihre Schlauheit erkenne ich nicht an. Sie kommt nur dann aus dem Dorfe, wenn das traurige Geschäft sie ruft. Sonst kümmert sie sich um Nichts; sie forscht die Menschen nicht aus und lebt still für sich hin."

„So glauben Sie an die Prophezeiungen, Walter?"

„Ich muß ja wohl, da sie immer eingetroffen sind. Denken Sie an den ersten November ... Die Buchholz hat stets davor gewarnt als vor einem Unglückstage ... Nennen Sie mich albern, abergläubisch, wie Sie wollen ... ich kann mich nun einmal des Glaubens nicht erwehren, daß die Buchholz außerordentlich begabt ist. Es muß wohl mit ihrer Beschäftigung zusammenhängen, der sie mit großer Gewissenhaftigkeit obliegt. Die Bauern fürchten die Alte, weil sie allgemein für eine Hexe gehalten wird. Ich habe Ihnen ja schon verschiedene Fälle erzählt, die dafür sprechen, daß sie unbewußt die Wahrheit aus ihren Karten liest. Fragen Sie jetzt wieder nach ... sie erinnert sich dessen nicht mehr, was sie prophezeit hat. Doch kommen Sie, gnädige Frau,

es wird dunkel und das Treibhaus ist so einsam, daß es düstere Stimmungen erweckt. Ich betrete es nicht gern, wenn die Sonne untergegangen ist."

„Warten Sie noch, lieber Walter!"

„Ich sehe es Ihnen an, daß Sie tief ergriffen sind."

„Ist es ein Wunder? Das Kostüm der Buchholz..."

„Ist die Kirchenkleidung aller alten Bäuerinnen."

„Und der stille, unheimliche Ort, den ich nur um Mittag selten betrete..."

„Ja, es liegt ein eigenthümliches Leben in der Pflanzenwelt, wie Hagen sagt, der hier zu Hause ist wie in seiner Dienstwohnung."

„Walter, Sie werden nie davon sprechen, daß ich die Schwachheit gehabt habe, Ihrem Rathe zu folgen und die Buchholz holen zu lassen. Es ist wohl erklärlich, daß eine Mutter um ihr Kind besorgt ist..."

„Gewiß, gewiß, gnädige Frau! Ueber meine Lippen kommt keine Silbe, das schwöre ich Ihnen zu. Hat die Buchholz Hoffnung gegeben?"

„Ich will es Ihnen offen bekennen: die Dinge, die ich gehört, sind so verworren, so unbestimmt, daß ich zu gleicher Zeit hoffen und verzweifeln möchte. Ueber den wichtigsten Punkt kann sie erst nach dreimal sieben Tagen Aufschluß geben."

„Fragen Sie dann wieder, gnädige Frau!“ rief Walter eifrig. „Fragen Sie getrost an, und Sie werden befriedigt werden. Ich kenne die Buchholz, sie lügt nicht, sie darf auch nicht lügen, da ihr sonst die Sehergabe verloren geht.“

„So habe ich Ihr Wort, lieber Walter?“

„Das Wort eines Ehrenmannes! Merken wir uns genau den Tag,“ fügte der Greis hinzu; „dann suchen wir die Buchholz in ihrer Wohnung auf, die nicht weit ist.“

Es war stark dämmerig, als die Beiden den Park betraten. Der Nebel, der starken Reif verbreitete, war so dicht, daß man nur wenig Schritte weit sehen konnte. Bäume und Gesträucher erschienen wie Schemen von ungewissen Formen.

Die Kälte war empfindlicher geworden, trotzdem kein Windhauch die Atmosphäre durchzitterte. Der Schnee knirschte unter den leichten Fußtritten der Dame.

Die Schloßuhr schlug fünf.

„Nicht später?“ rief Frau von Hohenstedt.

„Der Nebel macht finster.“

„Ich habe fast eine Stunde in dem Gewächshause verbracht. Doch, wo sind wir?“

Sie blieb stehen.

„Wir sind von dem Hauptwege abgekommen," meinte der Inspektor.

„Wo liegt denn das Schloß?"

„Dort, vor uns."

„Der Nebel verdeckt es wie ein dichter Vorhang. Ist es doch, als ob dieser Tag sich durch Seltsamkeiten auszeichnen sollte. Daß im Winter, bei solcher Kälte, ein fast greifbarer Nebel eintreten könnte. . . . Unterscheiden Sie denn die Wege, Walter?"

„Wir können uns nicht verirren, da der Park von allen Seiten begrenzt ist."

Schweigend gingen Beide eine Zeit lang weiter.

Das Schloß wollte sich immer noch nicht zeigen.

„Aus jener Richtung kam der Schall der Glocke!" murmelte Walter.

„Wir müssen uns links wenden."

„Jawohl, aber nur erst an jenem Kreuzwege, hier würden wir die Beete betreten müssen."

„Mir ist, als ob ich mich auf fremdem Grund und Boden befände; die ganze Umgebung trägt eine veränderte Gestalt."

Fünf und wiederum fünf Minuten verflossen.

Der Schloßinspector blieb stehen.

„Sonderbar!" murmelte er. „Wir müssen uns im

Kreise gedreht haben, da wir immer noch nicht am Ziele sind."

„Bleiben Sie in meiner Nähe, Walter!" bat die Dame. „Es ist ja plötzlich stockfinster geworden."

Man unterschied den Nebel noch, der rings wie eine dichte Wand sich gelagert hatte. Die Bäume schienen verschwunden zu sein.

„Wir sind doch auf dem Wege!" rief der Inspector, der mit dem Fuße geprüft hatte. „Ich fühle rechts und links die Einfassungen . . ."

„Weiter, weiter, die Kälte ist unerträglich!"

Sie setzten den Weg fort. Frau von Hohenstedt hielt sich dicht an der Seite des Inspectors, der aufmerksam den Weg verfolgte. Es war nicht möglich, sich zu orientiren. Mitunter stutzte er, als ob er glaubte, an einen Gegenstand zu stoßen. Und doch war es Nebel, nur Nebel. Die Dame fühlte sich mehr als unbehaglich, sie empfand eine Art Grauen bei dem Gedanken, daß sie, obgleich in unmittelbarer Nähe des Schlosses, dennoch einem unglücklichen Zufalle preisgegeben sei. Wäre sie allein gewesen, die Angst würde sie getödtet haben. Sollte die eigenthümliche Situation nicht eine tiefere Bedeutung haben? Das Schloß lag dicht vor ihr, vielleicht nur in einer Entfernung von

hundert Schritten . . . und dennoch konnte es die Dame, die danach strebte, nicht erreichen.

„Ich werde Hilfe rufen,“ meinte der Inspector, der ebenfalls nach und nach seine Ruhe verlor.

„Nein, verhalten Sie sich ruhig.“

„Die Lage fängt an unerträglich zu werden.“

„Irgend ein Ziel müssen wir doch erreichen und wäre es die Gartenmauer. Merken Sie noch, wir müssen das Aufsehen vermeiden.“

Sie setzten, vorsichtig tappend, den Weg fort. Wiederum verflossen fünf Minuten, eine ziemliche Zeit für die ängstlich suchenden Menschen, die sich in der Gewalt einer unheimlichen Macht zu befinden wähnten.

„Warten Sie!“ sagte der Inspector.

„Was ist's?“

„Hier muß der Kreuzweg sein, auf den ich gehofft habe. Nein, nein! Hier steht die Statue der Pomona . . . Wahrlich, ich irre nicht.“

Walter betastete das Steinbild mit den Händen.

„Der vorige Besitzer hatte diese Statue errichten lassen.“

„Aber wir sind noch weit vom Schlosse!“

„Nun weiß ich Bescheid, gnädige Frau; folgen Sie mir, wir werden bald das Ziel erreicht haben. Nein,

es ist doch zu wunderbar! Ich bin auf dieser Erdscholle alt und grau geworden, habe sie fast täglich betreten, und doch kann der Nebel mich so konfus machen, daß ich wie in der Wildniß umherirre. Mir ist gerade, als ob ich vollständig verdreht wäre!"

„Walter."

„Sie befehlen, gnädige Frau?"

„Führen Sie mich, ich bin sehr erschöpft."

Der Greis reichte der Dame den Arm; hätte die Noth sie nicht gezwungen, sie würde wohl nie mit dem schlichten Bürgersmanne, der außerdem ihr Domestik war, in so nahe Berührung gekommen sein. Sie konnte nicht mehr sprechen, eine unerklärliche Angst machte sie am ganzen Körper beben. Und immer noch sollte die peinliche Lage nicht zu Ende sein, obgleich der Inspector versicherte, daß der eingeschlagene Weg direct nach dem Schlosse führte. Die Nacht war nun völlig angebrochen, tiefe Finsterniß lag rings ausgebreitet. Ein eigenthümlicher Dunst erfüllte die Atmosphäre, der sich nur durch den Geruchssinn vernehmen ließ. Und die Dame kam aus dem Gewächshause, wo die schreckliche und gefürchtete Buchholz ihr die Karte gelegt hatte. Bemühete sie sich auch, die Worte der Seherin zu vergessen, so kämpfte sie doch immer noch mit dem Ein=

drucke, den die unheimliche Scene auf sie ausgeübt hatte. Jetzt gesellte sich die wunderliche Nothlage hinzu, die der Nebel bereitete.

„Gehen wir rascher, viel rascher!" flüsterte sie. „Ich sehne mich nach Licht und Wärme."

„Ach ja," murmelte der Greis, „wenn meine alten Glieder es nur erlaubten."

„Sind wir denn noch weit vom Schlosse?"

„Nein, es muß dicht vor uns liegen, gnädige Frau!"

Walter schritt nach Kräften rasch aus. Plötzlich rief er:

„Dort schimmert Licht!"

„Wo?" fragte Frau von Hohenstedt.

Das Licht war wieder verschwunden.

„Ist es doch, als ob wir behext wären!" murmelte der Greis.

„Dort ist das Licht wieder, es wird größer!"

Es zeigte sich wirklich ein falber Schein, der matt durch Nebel und Finsterniß drang. Walter machte die letzte Anstrengung, er folgte rasch dem Lichte. Plötzlich standen Beide an dem Schlosse, und zwar an der östlichen Seite desselben; die Veranda, durch die man in das Schloß gelangte, lag an der westlichen. Ein neues

Staunen bemächtigte sich der unfreiwilligen Spaziergänger. Das Licht, das sie geleitet hatte, kam aus den langen und schmalen Fenstern der Kapelle, die den östlichen Flügel des alten Gebäudes bildete. Wir wissen, daß diese Kapelle renovirt und zu Andachtsübungen eingerichtet war.

Frau von Hohenstedt klammerte sich fester an den Arm ihres Begleiters.

„Um des Himmels willen, was geht in der Kapelle vor?"

Walter konnte nicht antworten, erschreckt starrte er das Licht an, das hell und ruhig die ganze Kapelle erleuchtete.

„Ich weiß es nicht," stammelte er nach einer Pause.

„Sie, Sie wissen es nicht?"

„Nein, gnädige Frau."

„Der Inspector, der die Schlüssel zu allen Räumen des Schlosses besitzt . . ."

„Ich weiß nur, daß die Kapelle stets verschlossen ist, daß sie nur auf Ihren Befehl geöffnet wird. Mein Gott, ist das ein Abend! Und wir wohnen so abgeschlossen, können augenblickliche Hilfe nicht schaffen!"

Beide sahen lauschend zu den Fenstern empor, die

dunkelroth zu glühen schienen. Kein Geräusch, kein Wort unterbrach die unheimliche Stille, die in und außer dem Schlosse herrschte. Nur eine Eule flog krächzend aus dem Giebel empor, um den kleinen Thurm zu erreichen, der sich auf der Mitte des Daches erhob.

„Walter, wenn ein Unglück geschehen wäre!"

„Was, was könnte geschehen?"

„In der Kapelle muß Feuer sein."

„Der Schein ist zu ruhig, er bleibt gleichmäßig und unverändert."

„Großer Gott, wenn das Schloß ein Raub der Flammen würde!"

„Das ist nicht möglich!"

„Sehen Sie nach; eilen Sie, eilen Sie! Der Brand muß noch im Entstehen sein und läßt sich leicht löschen."

Jetzt zog die Dame den Greis mit sich fort, der vor Kälte, Angst und Erschöpfung am ganzen Körper zitterte. Keuchend schleppten sie sich zu der Veranda, von dieser in den Saal des Erdgeschosses und dann auf die erleuchtete Hausflur. Hier zog Walter eine Glocke. Einige Mägde und Knechte, die ruhig in der Gesindestube gesessen, eilten herbei.

„Licht, Licht!“ stöhnte der Greis.

„Was giebt's?“ fragten die erschreckten Domestiken.

„Zündet die große Laterne an!“

Es geschah. Während dieser Zeit holte Walter einen Schlüsselbund aus seinem Zimmer.

„Voran, voran!“ rief der Athemlose.

„Wohin, Herr Inspector?“ fragten die Domestiken.

„In die Kapelle!“

„Was sollen wir dort?“

„Es muß Feuer ausgebrochen sein!“

Ein Schrei des Entsetzens ließ sich hören.

Knechte und Mägde stürmten durch den Gang, der nach der Kapelle führte. Der Mann mit der Laterne eilte voran. Walter war so erschöpft, daß er kaum zu folgen vermochte. Als er ankam, rüttelten die Leute schon an der schweren Eichenthür, die weder wich noch wankte.

„Den Schlüssel, Herr Inspector!“

„Hier! Oeffnet rasch, ehe das Feuer weiter um sich greift.“

Die Thür, von der Hand des kräftigen Knechtes erschlossen, sprang auf. Alle hatten geglaubt, ein Flammenmeer zu erblicken, aber es herrschte tiefe Finsterniß in der Kapelle und nicht der leiseste Brand-

geruch ließ sich verspüren. Walter sank erschöpft auf der Schwelle nieder.

„Sucht nur, sucht nur!" rief er bebend. „Ich habe von draußen den Feuerschein durch die Fenster gesehen!"

Knechte und Mägde vertheilten sich in der Kapelle. Man sah die Laterne, die sich in allen Ecken und Winkeln zeigte. Betstühle und Pulte wurden von ihren Stellen gerückt; es fand sich keine Spur vor, die auf Brand hindeutete. Man untersuchte das Innere des kleinen Altars, das gewölbte Gemach hinter demselben . . . Alles war in der gewohnten Ordnung.

„Sie haben sich getäuscht, Herr Inspector!" sagte der erste Knecht. „Wenn nur ein Stück Holz gebrannt hätte, so würden wir es merken; aber die Luft ist so rein wie sie draußen ist."

Frau von Hohenstedt war eingetreten.

„Was hat sich ergeben?" fragte sie.

„Nichts, gnädige Frau!" antworteten die Domestiken.

„Seht nach, ob die Kerzen gebrannt haben."

„Es giebt keine Kerzen in der Kapelle," erklärte Walter. „Da mir kein Auftrag geworden, habe ich die Beschaffung derselben unterlassen. Ach, gnädige Frau, das ist eine wundersame Geschichte! Sie selbst

können bestätigen, daß die ganze Kapelle hell erleuchtet war, so hell, als ob hundert Kerzen angezündet wären ... Jetzt kommen wir, und es ist Alles still und finster wie ein Grab."

Die Dame schöpfte tief Athem.

„Preisen wir uns glücklich, alter Freund, daß keine Feuersgefahr vorhanden ist. In Betreff des Scheins muß ein Irrthum obwalten . . ."

„Was vier Augen zu gleicher Zeit sehen, gnädige Frau, kann keine Täuschung sein."

„Stellen wir morgen eine genaue Untersuchung an und wir werden den Schlüssel des Räthsels finden. Habt Ihr überall nachgesehen?"

„Ja, überall, gnädige Frau!" antworteten die Domestiken.

„Ist nirgends ein Einbruch geschehen?"

„Nirgends."

„So verschließt die Kapelle! Nach einer Stunde mögt Ihr noch einmal untersuchen und mir Bericht erstatten. Sie, Walter, erwarte ich in meinem Zimmer."

Diese Befehle wurden pünktlich vollzogen. Frau von Hohenstedt zog sich zurück; kaum hatte sie ihr Zimmer betreten, als sie Hut und Pelz ablegte und erschöpft auf

einen Lehnsessel sank. Die alte Magd, die sie bediente, fragte mitleidig:

„Sind Sie krank, gnädige Frau?"

„Der Spaziergang hat mich erschöpft . . ."

„Und dann der Schrecken, gnädige Frau."

„Ich wußte, daß keine Gefahr vorhanden. Servire den Thee, Trine, daß ich mich stärke."

Und Trine, eine einfältige Bäuerin von vierzig und einigen Jahren, entfernte sich. Die Dame fühlte kein Bedürfniß nach Speise und Trank, sie hatte nur den Befehl ertheilt, um allein zu sein. Wie bleich und schlaff waren ihre Züge; es schien, als ob die Vorgänge des Nachmittags ihr alle Energie geraubt hätten. Starr betrachtete sie die Schatten, die das im Ofen murmelnde Feuer auf den schweren Teppich warf, der den Fußboden bedeckte.

„O, bin ich eine Thörin!" rief sie nach langer Pause. „Die unklaren Worte der Buchholz, unklar wie alle Prophezeiungen, jagen mir Furcht ein und die gerötheten Fenster der Kapelle erschrecken mich. Der starke Nebel, die Eiskruste auf den Glasscheiben . . . wer kann wissen, welche Lichtreflexe dadurch erzeugt werden. Die ungewöhnliche Erregung, das Seltsame der Situation schaffen phantastische Gebilde, von denen ich

im ruhigen Zustande Nichts weiß. Thorheit, Thorheit! Warum sollen jetzt erst solche Dinge sich einstellen? Hätte ich mich doch mit dem Weibe nicht eingelassen! Es war ein Vorwitz, der seine bösen Früchte trägt!"

Aber alle diese Gründe konnten die Dame nicht beruhigen.

„Selma wird Unglück haben in ihrer Ehe!" flüsterte sie, nachdem sie lange nachgedacht hatte. „Somit wird mir auch Hohenstedt entgehen . . . Und mein Mann soll vergiftet sein . . ."

Sie schauderte heftig zusammen.

„Nach dreimal sieben Tagen will die Buchholz mir den Mörder nennen! Wenn sie das kann," rief die Dame lachend, „will ich einräumen, daß die Leichenfrau eine außerordentliche Begabung besitzt, die kein Sterblicher mit ihr theilt. Ich werde sie hören, wäre es auch nur, um dem Inspektor sagen zu können: Das Weib lügt und betrügt."

Trine brachte den Thee und kalte Küche.

„Wie sieht es im Schlosse aus?" fragte die Herrin.

„Es ist alles still, gnädige Frau."

„Hat man die Kapelle noch einmal durchsucht?"

„Der Herr Inspector selbst ist dort gewesen und will noch einmal nachsehen. Man hat nichts, gar nichts

gefunden. Beruhigen Sie sich nur, gnädige Frau; es sollen zwei Knechte in der Kapelle Wache halten. Sollten Diebe eingebrochen sein, so wird man sie fangen und vor das Gericht schleppen."

Die Magd mußte, wider Gewohnheit, die Herrin bedienen. Zur bestimmten Zeit erschien der Inspektor und erstattete Bericht.

„Sie haben mir einen schlechten Rath gegeben," meinte Frau von Hohenstedt. „Wäre ich nicht in dem Gewächshause gewesen, so hätte ich die erleuchteten Fenster nicht gesehen . . ."

„Es bedeutet etwas, gnädige Frau!" versicherte Walter.

„Lieber Himmel, was soll es denn bedeuten?"

„Ich werde morgen die Buchholz fragen."

„Schon wieder dieses Weib!" rief auffahrend die Dame. „Daß mir die Betrügerin nicht in das Schloß komme! Alter Freund, verbannen Sie den Aberglauben und lassen Sie sich nicht so handgreiflich täuschen. Sorgen Sie dafür, daß die Domestiken unser thörichtes Beginnen nicht erfahren."

„Gnädige Frau!"

„Ich will von der Buchholz nichts mehr wissen; mögen die dummen Bauern sie befragen, ich verachte

das Weib," rief die Dame in ungewöhnlicher Erregung.

Der Inspektor verneigte sich.

„Gestatten Sie mir, daß ich noch etwas berichte."

Die Herrin sah den Diener erschreckt an.

„Hat sich noch ein Wunder ereignet? Sie wollen doch gewiß wieder eine Seltsamkeit erzählen, ich sehe es schon kommen."

„Wir haben eine alte Arbeitsfrau im Schlosse, die auch Botengänge nach dem nächsten Städtchen verrichtet; diese habe von der vermeintlichen Feuersgefahr gehört . . . sie ist vor einer Viertelstunde erst zurückgekommen. Diese also trat zu mir in das Zimmer und meldete, daß sie gestern Abend schon die Kapelle beleuchtet gesehen habe."

„Wie, gestern Abend schon?"

„Um sechs Uhr. Mit dem Schlage ein Viertel auf sieben sei das Licht erloschen."

„Und die Frau hat Ihnen keine Meldung gemacht?"

„Weil sie geglaubt hat, gnädige Frau, Sie hielten Ihre Abendandacht wie vor Jahren, als sie noch glücklich an der Seite Ihres Herrn Gemahls lebten. Heute aber hat sie davon gesprochen, da sie den Schrecken ge-

Schrader, August,

Auf den Wogen des Lebens Socialer Roman aus der Gegenwart in 6 Bänden von August Schrader

Bd.: 3

Leipzig 1871

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11015811-5